

# Die Welt ist mein Zuhause

Geschichten von hier und anderswo



# Die Welt ist mein Zuhause

*Geschichten von hier und anderswo*



In Kooperation mit Plan International



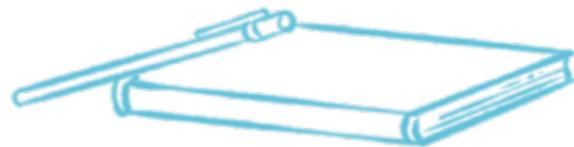
KARIBU

Liebe Leser:innen,

es lohnt sich, die Welt aus Kinderaugen zu sehen. Denn wer das tut, erkennt die wahren Bedürfnisse von Kindern, aber auch, wie brüchig ihre unverhandelbaren Rechte tatsächlich sind. Die Rechte etwa auf Schutz, Gesundheit, Bildung oder Identität sind ungleichmäßig verteilt auf der Welt. Es sind gerade die Kinder, die von Armut, Gewalt, Ausgrenzung und Diskriminierung am meisten betroffen sind. Fehlende Gleichberechtigung führt darüber hinaus dazu, dass es wiederum die Mädchen sind, die von diesen Benachteiligungen am härtesten betroffen sind. Deshalb setzen wir uns von Plan International Deutschland für Chancengerechtigkeit und die Rechte von Kindern insgesamt ein. Sie sind eigenständige Persönlichkeiten mit eigener Würde und haben den Anspruch auf Anerkennung ihrer Individualität. Die 17 Geschichten über Kinder in „Die Welt ist mein Zuhause“ zeigen eindrucksvoll, wie diese Werte mit Leben gefüllt werden. Sie handeln von Freundschaft, Mut, Fantasie, Vielfalt, Familie, Spiel, aber auch von Angst und Krieg. Das Alltägliche dieser Geschichten birgt ihre Besonderheit. Denn sie feiern die Vielfalt des Lebens von Kindern. Sie machen neugierig und lassen einen ihre Lebensumstände an so unterschiedlichen Orten nachempfinden. Wer also die Welt durch Kinderaugen sieht, erfährt Toleranz, Verständnis und Mitgefühl.

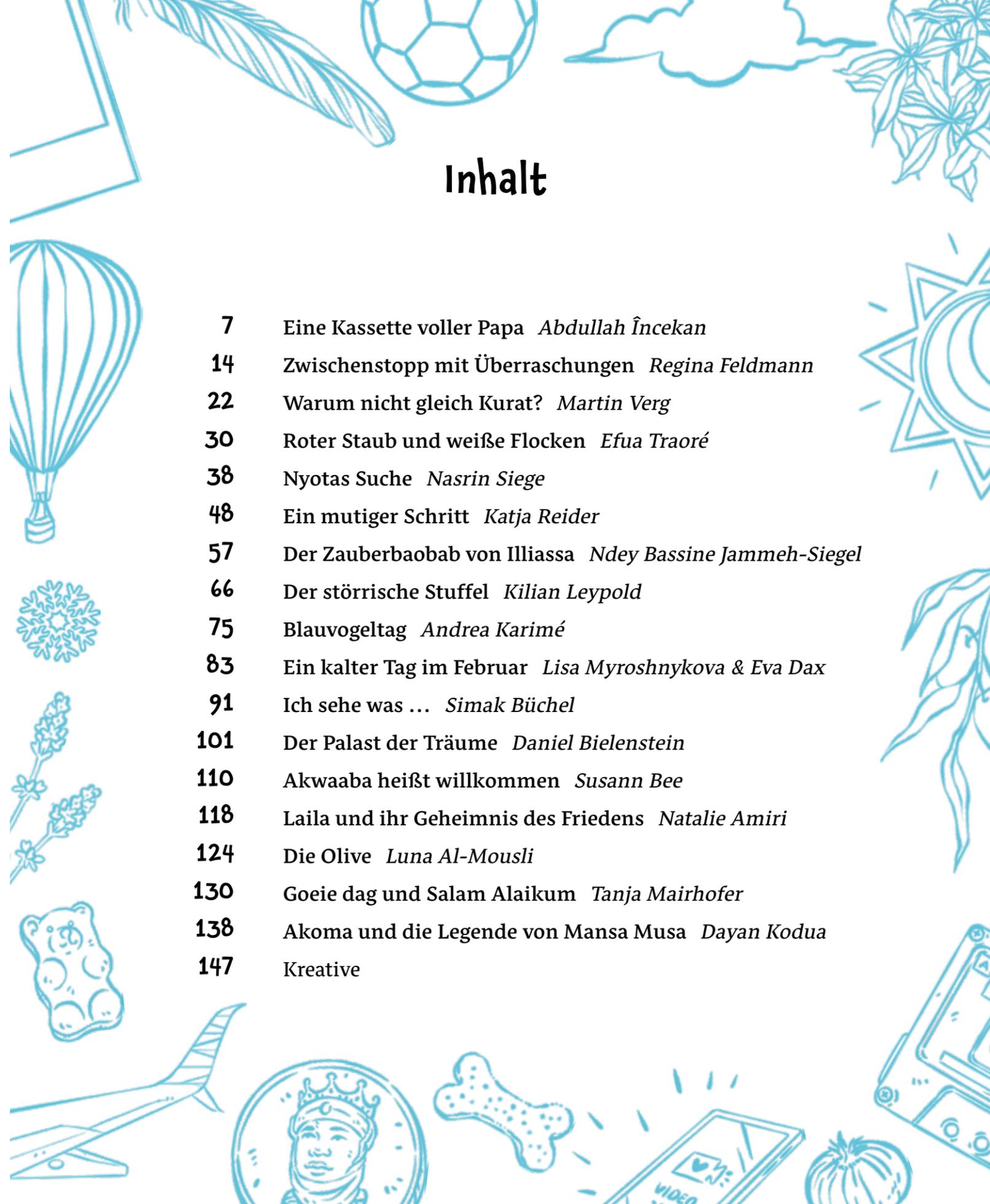
Petra Berner

Vorstandsvorsitzende von Plan International



## Inhalt

- 7 Eine Kassette voller Papa *Abdullah İncekan*
- 14 Zwischenstopp mit Überraschungen *Regina Feldmann*
- 22 Warum nicht gleich Kurat? *Martin Verg*
- 30 Roter Staub und weiße Flocken *Efua Traoré*
- 38 Nyotas Suche *Nasrin Siege*
- 48 Ein mutiger Schritt *Katja Reider*
- 57 Der Zauberbaobab von Illiassa *Ndey Bassine Jammeh-Siegel*
- 66 Der störrische Stoffel *Kilian Leypold*
- 75 Blauvogeltag *Andrea Karimé*
- 83 Ein kalter Tag im Februar *Lisa Myroshnykova & Eva Dax*
- 91 Ich sehe was ... *Simak Büchel*
- 101 Der Palast der Träume *Daniel Bielenstein*
- 110 Akwaaba heißt willkommen *Susann Bee*
- 118 Laila und ihr Geheimnis des Friedens *Natalie Amiri*
- 124 Die Olive *Luna Al-Mousli*
- 130 Goeie dag und Salam Alaikum *Tanja Mairhofer*
- 138 Akoma und die Legende von Mansa Musa *Dayan Kodua*
- 147 Kreative





# Eine Kassette voller Papa

Abdullah İncekan



Damals gab es kein Internet. Kein Handy. Es gab hier und da ein Telefon, aber dafür musste man zuerst Strom haben. Und Strom hatten wir in unserem Dorf nicht. Also nutzte es auch nichts, wenn man ein solches Ding besaß. Ich hatte so etwas noch nicht mal mit eigenen Augen gesehen.

Einmal war ein Cousin von mir in der Stadt. Und er erzählte, dass er mit meinem Papa geredet hatte. Am Telefon. Das sei so ein Gerät, das man ans Ohr hält. Dann würde man das hören, was der andere sagt. Direkt am Ohr. Und wenn man redet, hört der Gesprächspartner wohl dann das, was man ihm sagt. Total genial!

Aber geniale Sachen waren weit weg von uns. Mein Papa zum Beispiel. Oder das Telefon. Und natürlich die großen Fahrzeuge, deren Brummen ich von Weitem hörte, ohne dass ich sie sah.

Unser Dorf befand sich fernab von Straßen und Städten. Es lag in einem Tal und war von mehreren Hügeln umgeben. Hinter den Hügeln überschritt sich der Himmel mit der Erde. Das war für mich die Grenze der Welt. Dahinter gab es wohl nichts. Das war das Universum.



Aber wenn das die Grenze war, wo war denn Papa? Warum besuchte er uns nur so selten, wenn die Grenze direkt an den Hügeln war?

An manchen Tagen musste ich in der Nähe von diesen Anhöhen unsere Lämmer weiden. Wir hatten 25 Lämmer. Im Sommer mussten wir sie jeden Tag aus dem Stall bringen, zu den Wiesen außerhalb des Dorfes. Und da ich in den Sommerferien Zeit hatte, musste ich der Hirte sein. So verbrachte ich von morgens bis spätnachmittags dort die Zeit. Ich hatte meinen Freund dabei, meinen Hund Qafresh. Mit Qafresh spielte ich manchmal. Wenn die Lämmer sich voneinander trennten, sammelte er sie wieder ein. Und bei Gefahren schützte er mich.

So wie einmal, als Selman, ein Junge aus unserem Dorf, mich schlagen wollte. Selman weidete auch seine Lämmer und hatte Lust, jemanden zu schlagen. Da sah er mich.

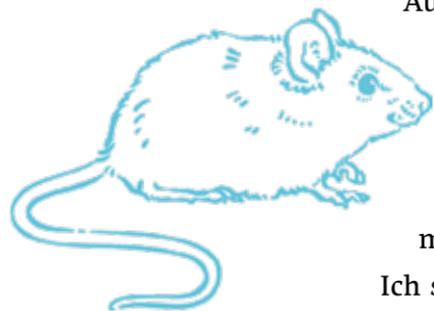
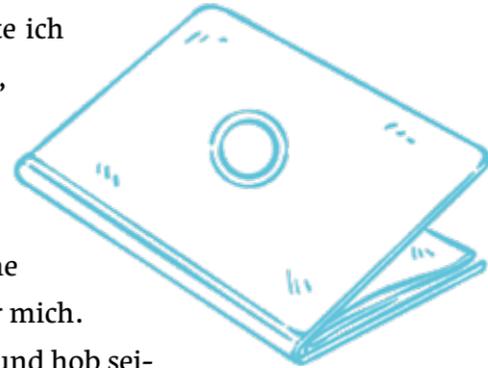
Er war älter und größer als ich. Selman kam auf mich zu und hob seinen Hirtenstock. Das bemerkte Qafresh sofort. Er bellte Selman lauthals an, ohne ihn zu beißen. Innerhalb weniger Sekunden hörte mein Herz auf, wild zu klopfen. Ich küsste Qafresh auf den Kopf. Echte Freunde sind eben so.

Wenn ich von der Weide zurückkam, aß ich etwas. Dann ging ich wieder vor unser Haus. Es war schön, den Sonnenuntergang anzuschauen. Draußen setzte ich mich auf einen großen Stein und suchte Antworten auf meine Fragen. Aber ich fand keine guten Antworten. Antworten, die mich zufriedenstellten. Papa lebte wohl weit weg. Weit weg von uns. Weit weg von Kurdistan. Das war klar. Irgendwo in einem fernen Land. Mama nannte es „Almanya“. Aber wo lag dieses Almanya? Hinter der Grenze der Welt?

Außerhalb des Universums? Wie besuchte Papa uns?

Seine Besuche waren nicht so häufig. Meistens kam er nach einer sehr langen Zeit, blieb einige wenige Wochen und verschwand wieder da, wo der Himmel die Erde berührte. Wo die Sonne unterging. Und mir hinterließ er immer zwei Sachen: Sehnsucht nach ihm und die vielen Fragen.

Ich stellte sie niemandem. Das waren meine Fragen. Meine Sonnenuntergangsfragen. So nannte ich sie später.



Wenn ich Papa vermisste, stellte ich Fragen. Und ich vermisste ihn sehr oft. Zum Beispiel wenn ich sah, dass Rohat, mein Freund, die Hand seines Vaters hielt.



Oder wenn sein Papa ihn zur Schule brachte. Manchmal hielt Mama meine Hand, aber ich wollte auch Papas Hand halten. Seine Hand war jedoch nicht hier. Sie war in Almanya. Hinter dem Universum. Hinter der Grenze.

Wenn er uns in seinem Urlaub besuchte, hielt ich seine Hand manchmal. Aber ich musste sie teilen. Denn sie war nicht nur für mich da. Mama hielt sie, manchmal Dilsha, meine ältere Schwester, oder meine drei jüngeren Schwestern. Die Hand blieb selten allein für mich. Aber Papas Stimme! Die konnte ich für mich haben. Nur für mich. Die musste ich nicht teilen.

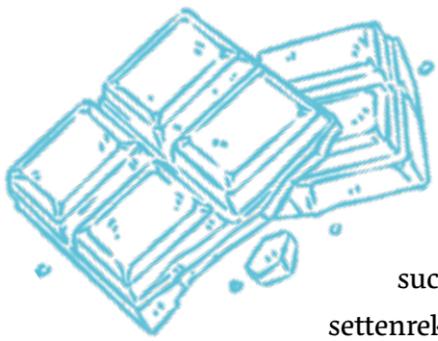
Und dann brachte Papa, als er uns besuchte, ein Gerät mit. Das war etwas Geniales! Er nannte es Kassettenrekorder. Es war ein richtig großes Ding. So groß wie der Schulranzen, aber etwas dünner. Auf der hinteren Seite machte Papa eine Öffnung auf und legte sechs große Batterien hinein. Die hatte Papa aus Almanya mitgebracht. Batterien hatte ich bis dahin auch noch nicht gesehen. Vorn legte er in eine andere Öffnung etwas, was er „Kassette“ nannte. Davon hatte er mehrere mitgebracht. Wenn er eine Kassette hineinlegte und auf einen Knopf drückte, hörte man etwas aus dem Kassettenrekorder. Auf einer Kassette waren Lieder. Tanzlieder in unserer Sprache. Ich traute meinen Ohren nicht. Aus dem Gerät sang jemand Lieder! Lieder in meiner Sprache. In der Sprache, die in der Schule verboten war.

Papa bat uns, aufzustehen und zu tanzen. Wir tanzten zusammen. Papa, Mama, Dilsha und die jüngeren Schwestern. Total glücklich. Ich hielt Papas Hand bei dem Tanz. Ganz fest.

Wir tanzten so lange, bis die Kassette zu Ende war.

Da ich der einzige Junge in der Familie war, wollte Papa mir etwas Besonderes zeigen. Auf dem Kassettenrekorder gab es einen Knopf mit einem roten Kreis darauf. Wenn man den drückte, konnte man selbst draufsprechen oder -singen.





Papa sagte, dass er uns in Almania sehr vermisse. Er sagte, er sehe Kinder mit ihren Eltern und habe immer Sehnsucht nach uns. Nun konnte er unsere Stimme mitnehmen. Wenn er Sehnsucht hatte, konnte er die Kassette mit unserer Stimme in seinen Kassettenspieler in Almania einlegen und dann die Zeit mit uns verbringen. Er bat nun jeden von uns, etwas draufzusprechen oder draufzusingen. Dilsha wollte natürlich angeben. Sie sang ein Lied darauf. Und noch ein weiteres Lied.

Und dann war ich dran. Ich las ein Gedicht. Das hatte ich für die Schule auswendig gelernt.

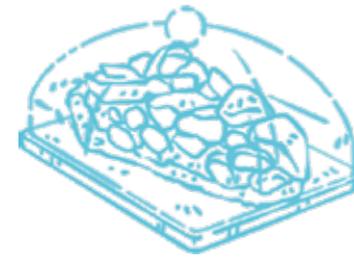
#### *Eine Maus*

*klein, fernab von Heim und Haus,  
versteckte sich im fremden Verlies,  
sehnte sich nach Schmaus  
und der Eltern Haus.*

*Sie dachte und dachte,  
raffte dann und wann  
ihre Kräfte zusammen,  
begab sich auf den Weg  
zu der Eltern Hause.*

*Vielen Gefahren ausgesetzt  
tauchte sie  
nach etlichen Tagen und Wochen  
viele Kilometer hinter sich  
ein in das warme Elternparadies.*

*Nun teilte sie,  
stolz und groß,  
mit Eltern und Freunden  
ihr glückliches Los.*



Dann kamen meine Schwestern dran. Sie erzählten zusammen eine Quatschgeschichte.

*Es gab einmal ein Mädchen. Sie hatte eine rote Kappe. Deshalb nannte man sie Rotkäppchen. Rotkäppchen brachte eines Tages ihrer kranken Großmutter das Essen. Unterwegs lief sie durch einen Wald und begegnete einem Wolf. Der Wolf hatte Hunger und suchte nach einem Trick, um sie hereinzulegen. Rotkäppchen nahm sich vor, stark zu sein und nichts zu verraten.*

*Der Wolf fragte: „Wohin des Weges?“*

*Rotkäppchen antwortete: „Dem Fremden verrate ich nichts.“*

*Der Wolf sagte: „Ich bin der Freund des Menschen. Freunde unterhalten sich.“*

*Rotkäppchen meinte: „Wenn du weiter störs, nehme ich deine Stimme auf. Meine Eltern werden herausbekommen, ob du ein Feind oder Freund des Menschen bist.“*



*Der Wolf verstand zwar nichts, ahnte aber, dass eine neue Erfindung den Wald erreicht hatte. So entfernte er sich, bevor er sich neuen Gefahren aussetzte. Rotkäppchen aber war glücklich, sang ihr Lied bis zu Omas Türschwelle und aß dann das leckere Essen mit.*



Nach einiger Zeit war die Aufnahme zu Ende. Jede Kassette hatte nur eine gewisse Länge. Mehr als eine Stunde konnte man nicht draufsprechen.

Papa war total glücklich. Nun hatte er unsere Stimmen dabei. Er sagte, dass er von Almanyia aus uns immer wieder Kassetten mit seiner Stimme zuschicken würde. Dann sollten wir ihm antworten, indem wir auf eine leere Kassette sprachen und die wiederum ihm zuschickten. Das war etwas wirklich Geniales. Ich hatte zwar seine Hand nicht, aber dafür seine Stimme.

Diesen Sommer blieb Papa einige weitere Tage bei uns. Dann kam der Tag der Verabschiedung. Papa sagte, er müsse wieder nach Almanyia zurückkehren. Sein Urlaub sei vorbei. Der Arbeitgeber wartete wohl auf ihn.

Er packte seine Kassette mit seinen Sachen in den Koffer und verschwand wieder hinter den Hügeln.

Mein Alltag kehrte zurück. Bei Sonnenuntergang saß ich immer wieder auf dem Stein und stellte mir weitere Fragen. Wenn die Fragen zu viel wurden, ging ich zu dem Kassettenrekorder und wählte, je nachdem, wie ich mich fühlte, zwischen den Tanzliedern und den Aufnahmen mit Papa etwas aus.

Eines Tages im Spätherbst jedoch tauchte ein Postbote auf. Postboten kamen selten ins Dorf. Deshalb war die Überraschung groß.

Er kam direkt zu uns und gab meiner Mama einen Umschlag.

Nachdem er weg war, öffnete Mama den Umschlag. Und wir trauten unseren Augen nicht: Es waren eine Kassette und eine Tafel Schokolade drin. Die Aufregung war groß. Sollten wir zuerst die Kassette hören oder die Schokolade essen?

Mama gab mir die Kassette, ich legte sie ein – und schon vergaßen wir die Schokolade. Da sprach Papa:



*Meine liebe Frau,  
meine lieben Töchter,  
mein lieber Sohn,  
wisst ihr alle eigentlich, wie doll ich euch vermisse? Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht eure Stimmen höre. Wenn ich von der Arbeit zurückkomme, koche ich zunächst einmal etwas. Und während ich allein sitze und esse, lege ich die Kassette ein und höre immer wieder eure Stimmen. Manchmal werde ich traurig, weil ich fernab von euch allein lebe. Aber dann danke ich dem Erfinder des Kassettenrekorders. Ohne eure Stimmen wüsste ich nicht, wie ich es hier aushalten soll.*

*Nun, ich habe eine gute Nachricht für euch: Ich arbeite mittlerweile seit acht Jahren in Deutschland und darf euch jetzt hierherholen. Bisher war das nicht möglich. Der Staat ließ es nicht zu. Nun ist diese Frist vorbei.*

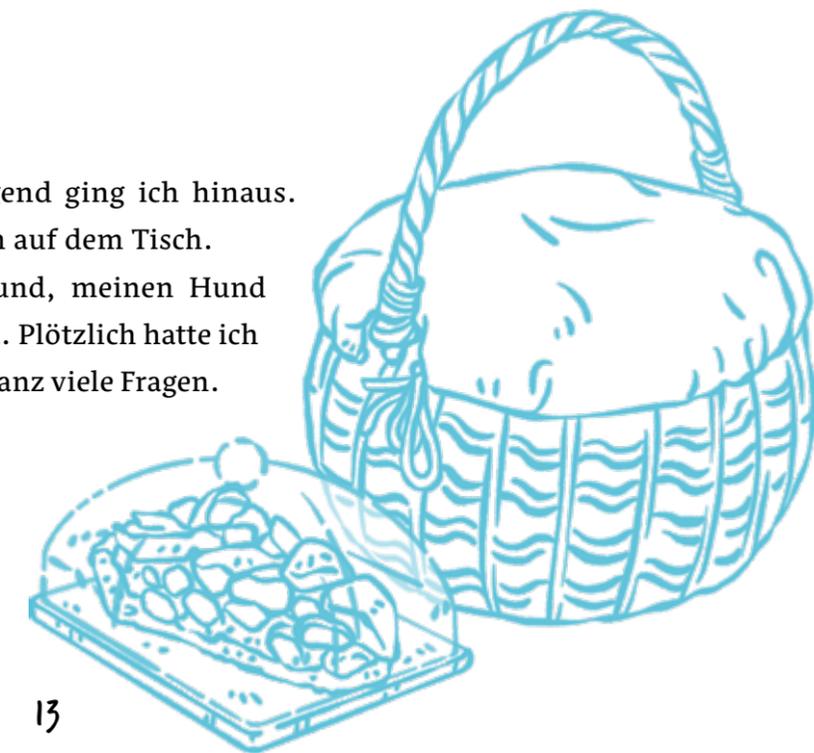
*Meine liebe Frau, gehe mit meinem Bruder in die Stadt, damit ihr Pässe für euch ausstellen lasst. Ich werde in den Weihnachtsferien für einige Tage kommen und euch abholen. Mittlerweile habe ich einen Führerschein und ein Auto, mit dem ich kommen werde. Die Hinfahrt zu euch wird drei Tage und drei Nächte dauern. Und die Rückfahrt für uns alle natürlich ebenso lang. Mein lieber Sohn, nimm eine Kassette auf, sobald deine Mama die Pässe bekommen hat, damit ich weiß, wann ich losfahren kann. Und schicke sie mir zurück.*

*Ich küsse euch alle ganz doll.*

*Viele Grüße, bis bald!*

Ich glaubte es nicht. Schweigend ging ich hinaus. Die Schokolade lag zu Hause noch auf dem Tisch.

Draußen sah ich meinen Freund, meinen Hund Qafresh. Unsere Blicke trafen sich. Plötzlich hatte ich Fragen im Kopf. Andere Fragen. Ganz viele Fragen.



# Zwischenstopp mit Überraschungen

Regina Feldmann

„Due to a storm all flights will be delayed until further notice“, höre ich es aus den Lautsprechern, gefolgt von einem lauten Schimpfchor der Passagierinnen und Passagiere an unserem Gate.

„Bedeutet es das, was ich denke?“, frage ich Mama.

Mama wirft den Kopf in den Nacken und seufzt. „Ja, leider! Drück uns die Daumen, dass wir hier nicht übernachten müssen.“ Dann greift sie zu ihrem Handy. Vermutlich, um Oma anzurufen.

Oma ist vor einem Jahr in Rente gegangen und von Hamburg, meiner Heimatstadt, zurück nach Ghana gezogen. Nach Kumasi, um genau zu sein, denn das ist Omas Heimatstadt. Deswegen sind wir jetzt auch zu ihr nach Ghana unterwegs. Zumindest wären wir das, wenn dieser elende Sturm uns nicht in die Quere gekommen wäre.

Ich kann es gar nicht abwarten, Omi endlich wieder in den Arm nehmen zu können. Und ich freue mich schon richtig doll darauf, mir in Ghana die tollste Frisur der Welt machen zu lassen. Mama freut sich auch, und sie ist fast noch ein wenig aufgeregter als ich, glaube ich. Sie war immerhin zwanzig Jahre nicht mehr in Ghana, und obwohl sie als Kind fließend Twi gesprochen hat – das ist eine der Sprachen, die man in Ghana spricht –, ist Mamas Twi mittlerweile ziemlich eingerostet. Die ganzen letzten Wochen hat sie zum

Einschlafen eine Lern-App mit Geschichten auf Twi angehört. Sie meint, dass sie so ohne viel Arbeit einfach im Schlaf die Sprache lernen kann. Also wenn das geklappt hat, dann lerne ich für keine einzige Klassenarbeit mehr.

*Ich will zu Oma und nicht an diesem öden Londoner Flughafen feststecken*, denke ich, als mein Blick zum Nachbargate wandert, an dem groß MUNICH steht. Ich glaube, das heißt München auf Englisch. Fasziniert beobachte ich, wie sich ein Mann mit rotem Bart bis zum Anschlag den Finger in die Nase steckt. Ich bin jedes Mal geschockt, dass sich manche Menschen auf Reisen aufführen, als wären sie in ihrem eigenen Wohnzimmer. Wie die Leute, die sich in der Bahn die Schuhe ausziehen oder anfangen zu pupsen, sobald sie im Flugzeug sitzen. *Igitt, das tut er nicht wirklich*, denke ich, als der Mann sich kurz nach links und rechts umguckt und dann das, was er in seiner Nase gefunden hat, ganz „unauffällig“ in seinem Mund verschwinden lässt. Bah. Ich muss mich schütteln.

Anscheinend hat der Junge, der ein paar Stühle entfernt von dem Mann sitzt, das Popel-Spektakel ebenfalls mitbekommen, denn er guckt erst angeekelt zu dem Typen, und dann treffen sich unsere Blicke. Wir müssen augenblicklich beide lachen.

Der Junge steht auf, kommt zu mir rüber und zeigt auf die Anzeigetafel, die über meinem Gate hängt und auf der in großen roten Buchstaben ACCRA steht. Dabei fragt er mich etwas in einer Sprache, von der ich mir ziemlich sicher bin, dass es Twi ist. Schließlich habe ich meiner Oma oft zugehört, wenn sie mit Verwandten telefoniert hat. Darum stoße ich Mama mit dem Ellenbogen an, als Auffor-

derung, für mich zu übersetzen. An ihrem panischen Gesichtsausdruck merke ich allerdings, dass ihre „Lern-im-Schlaf-Methode“ überhaupt nichts gebracht hat. Wäre ja auch zu schön gewesen. „English?“, fragt der Junge weiter.

„Ähm, a little, ähm, bisschen!“, antworte ich und wünschte mir, ich hätte im Englischunterricht besser aufgepasst.





„Alles klar“, sagt der Junge schließlich und grinst. Er streckt mir die Hand hin. „Ich bin Kofi.“

„Ich heiße Lara“, antworte ich etwas beschämt.

Da meldet sich Mama zu Wort. „Geht ruhig spielen, das wird hier sowieso noch dauern.“

„MAMA!“, zische ich.

Mama verdreht die Augen. „Ich meine, geht ruhig abhängen oder wie ihr das auch immer nennt.“

„Hast du Lust?“, frage ich, bevor Mama noch weitere Peinlichkeiten von sich geben kann.

„Na klar“, antwortet Kofi und läuft zu seinem Gate, wo er seinen Eltern kurz Bescheid gibt. Dann machen wir uns auf den Weg.

Der Flughafen, der vor zwei Stunden noch voll belebt war, ist um diese Uhrzeit fast wie ausgestorben. Gedämpft hört man hier und da etwas Musik aus den Lautsprechern der Geschäfte, aber ansonsten wirkt es fast friedlich.

„Kommst du eigentlich aus München?“, frage ich Kofi.

„Nein, aus Accra“, antwortet Kofi. „Das habe ich vorhin schon versucht, dir zu erklären, als ich noch dachte ...“

Auf einmal hupt es, und als wir uns umdrehen, fährt ein Mann in einem kleinen Wagen und mit einem ziemlich schlecht gelaunten Gesichtsausdruck an uns vorbei. Als ich noch überlege, an wen er mich erinnert, flüstert mir Kofi zu: „Kennst du the Grinch?“ Wir müssen beide kichern. Dann gibt Kofi mir ein Zeichen, das ich erst nicht verstehe. Aber als ich sehe, wie er Anlauf nimmt und hinten auf den Anhänger draufspringt, verstehe ich, was er vorhat. Ich laufe ebenfalls los und hüpfen neben ihm auf die Ladefläche, auf der ein Haufen Koffer übereinandergestapelt liegt.

Wir halten uns beide den Mund zu, damit wir nicht laut loslachen und der Grinch uns entdeckt.



„Vielleicht können wir gleich eine Runde auf dem Gepäckband fahren“, sage ich mit gedämpfter Stimme.

Allerdings war ich wohl nicht leise genug, denn der Typ dreht sich um und ruft: „Hey, what do you think you’re doing?!“ Er hält den Wagen an. Kofi und ich springen von der Ladefläche und laufen los.

„Hier lang“, ruft Kofi und deutet nach links. „Lass uns nach oben fahren!“

Doch als wir links abbiegen, merke ich, dass wir in einer Sackgasse stecken. Vor uns ist zwar eine Rolltreppe, aber die fährt nicht nach oben, sondern kommt uns entgegen. Zurück können wir auch nicht, da wartet der Grinch. Und bevor wir uns einen Plan B überlegen können, streckt er seinen Kopf schon um die Ecke.

Kofi und ich nicken uns zu und sprinten die Rolltreppe so schnell, wie wir können, verkehrt herum hoch. Gut, dass ich das im Einkaufszentrum so oft geübt habe. Kofi scheint ebenfalls ein Profi zu sein, denn wir beide sind im Nullkommanichts oben.

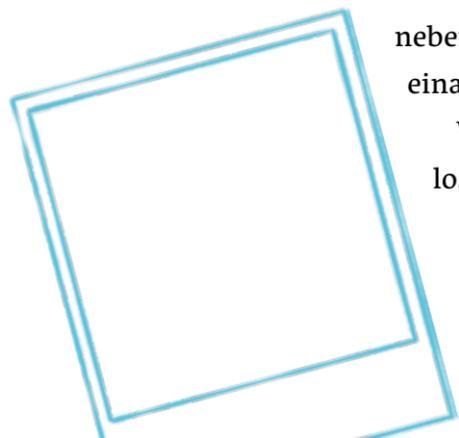
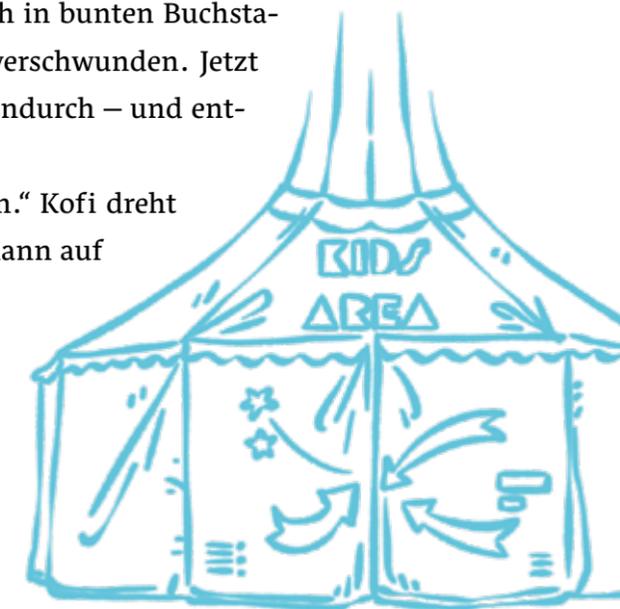
Jetzt können wir das Lachen nicht mehr zurückhalten, und es platzt nur so aus uns heraus, während wir einen Gang entlanglaufen.

„Ich glaube, den haben wir abgehängt“, sage ich, als wir völlig außer Atem vor einer riesigen, rot-weiß gestreiften Plane zum Stehen kommen. Die sieht fast aus wie ein Zirkuszelt. *Kids Area*, kann ich in bunten Buchstaben entziffern, da ist Kofi schon hinter der Plane verschwunden. Jetzt bin ich auch neugierig, spähe durch den Vorhang hindurch – und entdecke dahinter einen riesigen Indoorspielplatz.

„Deine Mutter hat doch gesagt, wir sollen spielen.“ Kofi dreht sich kurz zu mir um, zwinkert mir zu und springt dann auf eines der vielen Trampoline.

„Ja, das hat sie“, gebe ich kleinlaut zu, setze vorsichtig einen Fuß auf das wackelige Ding und beginne ebenfalls, langsam auf und ab zu hüpfen. Ich hatte total vergessen, wie viel Spaß Trampolinspringen macht.

„Also, du kommst aus Ghana?“, frage ich, während ich richtig in Fahrt komme und von einem





Trampolin zum anderen hopse. „Aber warum sprichst du so gut Deutsch?“

„Ich geh auf die Deutsche Schule“, antwortet Kofi. „Und du? Wieso fliegst du nach Ghana?“, fragt er und macht ganz beiläufig einen Salto in der Luft.

*Angeber, denke ich. Aber irgendwie auch ganz cool.*

„Meine Oma wohnt in Kumasi“, antworte ich. „Ich habe sie schon ein Jahr nicht mehr gesehen. Und viele meiner Verwandten habe ich noch nie kennengelernt.“

Kofi nickt.

„Und wieso fliegst du nach München?“, frage ich, gehe in die Knie und hüpfte vom Trampolin in das bunte Bällebad.

„Ich besuche meine Tante und ihre Familie“, antwortet Kofi und springt mit einer Arschbombe hinterher. Dabei fliegen die Bälle nur so an den Seiten heraus. „Sie und mein Onkel sind vor drei Jahren nach Deutschland gezogen.



Ich freue mich auch schon sehr darauf, meine Cousinen endlich wiederzusehen. Und auf den vielen Schnee.“ Kofi klettert aus dem Bällepool, stellt sich auf die längliche Wippe und breitet die Arme aus, also stünde er auf einem Surfbrett. „Mein Onkel will nämlich mit mir snowboarden gehen“, fügt er hinzu.

„Stimmt, in Afrika kannst du das ja nicht machen.“

„Kann ich was nicht machen?“, fragt Kofi und landet mit einem Satz gleich wieder neben mir in den Bällen.

„Na, Snowboard fahren. Weil es in Afrika doch keinen Schnee gibt“, erkläre ich.

„Natürlich gibt es den.“ Kofi stemmt empört die Arme in die Seiten. „Schon mal was vom Kilimandscharo gehört? Oder Lesotho, Marokko, Kenia? Da gibt es Schnee, und man kann sogar Snowboard fahren.“

„Also, so was habe ich in meinen Kinderbüchern über Afrika noch nie gesehen“, sage ich mehr zu mir selbst als zu Kofi und merke, dass das keine besonders kluge Antwort war.

Aber Kofi schmunzelt nur. „Ganz selten schneit es auch mal in Südafrika“, erzählt er weiter. „Wenn ich in den Nachrichten die Bilder von den verwirrten Giraffen und Elefanten im Schnee sehe, könnte ich mich totlachen.“

„Das glaub ich“, antworte ich und muss allein beim Gedanken daran grinsen. „Gibt es denn da, wo du wohnst, auch Giraffen und Elefanten?“

„Na klar,“ antwortet Kofi und prustet los. „Im Zoo! Ich habe dir doch erzählt, dass ich in Accra wohne. Das ist eine Großstadt.“

„Ach ja ... stimmt“, antworte ich und merke, wie ich ein wenig rot werde.

„Aber jetzt habe ich auch mal eine Frage an dich“, sagt Kofi, während er einen gelben Ball immer wieder in die Luft wirft und auffängt. „Tragen die Menschen in Deutschland wirklich so gern kurze Lederhosen?“

„Haha, sehr witzig!“, antworte ich, aber als ich seinen irritierten Gesichtsausdruck sehe, merke ich, dass er mich nicht veräppeln will, sondern die Frage wirklich ernst meint. „Wir tragen doch keine Lederhosen“, erkläre ich. „Zumindest nicht da, wo ich herkomme. Wie kommst du denn auf so was?“

Kofi kratzt sich verlegen am Hinterkopf. „Okay, vielleicht sollte ich auch



nicht alles glauben, was in *meinen* Kinderbüchern steht.“ Er lacht und springt mit einem Satz auf. „Zeit für einen Snack. Und ich weiß auch schon genau, wo wir den essen können.“

Ich folge Kofi zu einem Fahrstuhl, und wir fahren bis nach ganz oben. Dann steigen wir aus – und es verschlägt mir fast die Sprache. Dort ist ein riesiger Raum mit ganz vielen Sitzsäcken und einem gigantischen Fenster davor. Das Fenster ist sogar eher eine Wand aus Glas, durch die man das gesamte Rollfeld beobachten kann.

Kofi und ich suchen uns zwei besonders gemütliche Sitzsäcke direkt vor der Scheibe, und sofort kramt er eine Tüte Chips aus seinem Rucksack. „Spicy Plantain Chips“, sagt er und reicht mir die Tüte.

Ich greife zu, schiebe mir eine Handvoll in den Mund und fange direkt an zu husten. „Lecker“, bringe ich mit einem schiefen Lächeln hervor. Hoffentlich sieht er mir nicht sofort an, dass ich scharfes Essen überhaupt nicht gewohnt bin.

Kofi legt die Arme hinter den Kopf und streckt die Beine von sich. Auch ich kuschele mich in meinen Sitzsack. Gemeinsam schauen wir auf das goldene Lichtermeer der Rollbahn und auf die vielen Flugzeuge, die wie schlafende Riesenvögel vor uns stehen. Der Anblick hat fast etwas Magisches.

„Was willst du eigentlich als Erstes machen, wenn du in Ghana bist?“, fragt Kofi mich.

„Omi wiedersehen. Und als Zweites möchte ich die schickste Frisur der Welt haben: lila Cornrows!“

„Die wirst du bekommen.“ Kofi nickt und sieht dabei etwas stolz aus, doch dann verfinstert sich seine Miene, und er wirkt fast traurig.

„Was ist denn los?“, frage ich.

„Na ja, ich hatte mich ehrlich gesagt schon auf die Lederhose gefreut. Ich wollte mir und meinem Kumpel Kweku eine als Souvenir mitbringen.“

„Last Call for passenger Kofi Yeboah, last call ...“, hören wir es plötzlich durch den Lautsprecher.



*O nein, wieso denn schon der „Last Call“? Haben wir die anderen Durchsagen etwa verpasst?*

Fast gleichzeitig springen wir von unseren Sitzsäcken auf und sprinten los.

Als wir endlich ankommen, stehen Kofis Eltern mit einer aufgeregten Stewardess am Gate. Wir können uns gerade noch schnell zuwinken, bevor die große, schwere Tür hinter Kofi zufällt.

*Mist, denke ich. Ich hab Kofi nicht mal nach seinem Nachnamen gefragt.*

Mit gesenktem Kopf schlendere ich zu unserem Gate hinüber.

Mama legt sofort den Arm um mich. „Bei uns beginnt zum Glück auch gleich das Boarding.“

„Hmhmhm“, mache ich.

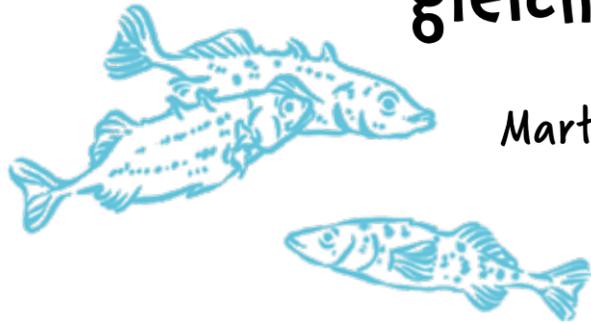
„Nette Leute übrigens, die Yeboahs. Sie haben mir Kofis E-Mail-Adresse für dich mitgegeben“, sagt Mama und hält mit einem breiten Grinsen einen Zettel in die Luft.





## Warum nicht gleich Kurat?

Martin Verg



„Mann, Mann, Mann, Alma, das war echt nicht nötig.“ Frau Schwelbrandt hat wieder diesen Blick, den ich schon so gut kenne. *Mit dem Latein am Ende*, hat sie das mal genannt. Als ob irgendeine ausgestorbene Sprache ihr jetzt weiterhelfen würde. Dann mischt sich noch etwas Vorwurfsvolles dazu: „Warum hast du das gemacht?“

Ich spüre, wie auch alle Kinder im Klassenraum zu mir gucken. Sie denken sich wahrscheinlich ihren Teil. Und ich sollte wahrscheinlich irgendwas sagen. Ich versuche es: „Das ... das war doch keine Absicht!“

„Klar. Du hast ganz aus Versehen einen Fußball dabeigehabt. Und dann ganz aus Versehen damit geschossen. Und dann war ganz aus Versehen die Pausenhofuhr kaputt.“

Die anderen kichern.

Immerhin macht niemand einen doofen Spruch. Ich weiß, die meisten finden mich komisch: die Mädchen, weil ich immer nur Fußball spiele, statt über Jungs zu lästern oder von Popstars zu schwärmen. Die Jungs, weil ich halt ein Mädchen bin.

Aber immerhin, wenn man gut genug kickt, kriegt man ausreichenden Respekt. Den habe ich. Daher: kein blöder Spruch, nur Kichern.

„Na ja ... schon. Ich mache das nicht mit Absicht. Ich habe den Ball volley genommen und mit dem Außenrist nicht richtig ...“

„Danke“, unterbricht mich Frau Schwelbrandt. „Deine Spielanalyse möchte ich nicht hören. Lieber etwas wie: Tut mir leid, kommt nicht wieder vor, meine Eltern werden die Uhr natürlich ersetzen. Und alle hier sind meine Zeugen.“

*Alle hier sind meine Zeugen. Wie gemein.*

Ich schliesse die Augen und atme tief durch. „Tut mir leid“, nuschle ich, „kommt nicht wieder vor. Und meine Eltern werden die Uhr natürlich ersetzen.“

„Und?“

„Und ... alle hier ...“ Die Worte schmecken bitter. „Alle sind meine Zeugen.“

„Sehr gut, Alma, geht doch. Und noch was. Ich habe da eine Aufgabe für dich. Wiedergutmachung sozusagen.“ Frau Schwelbrandt wendet sich der Klasse zu. „Wie ihr wisst, bekommt ihr morgen einen neuen Mitschüler. Er kommt aus Syrien und ist mit seinen Brüdern vor dem Krieg dort geflohen. Wo die Eltern sind, weiß man nicht. Wir wissen eigentlich gar nichts. Der Junge spricht wohl nicht viel. Heute nach der achten Stunde kommt er schon mal vorbei. Alma wird ihm die Schule zeigen.“ Unsere Klassenlehrerin dreht sich wieder zu mir. „Das passt dir doch, oder?“

„Also eigentlich habe ich Training und ...“

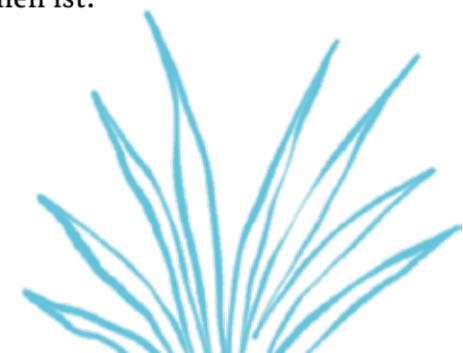
„Gut, dann ist das also abgemacht.“ Frau Schwelbrandt klingt nicht, als gäbe es da noch was zu diskutieren. Nicht auf Latein, überhaupt nicht.

Als die achte Stunde aus ist, schnappen alle Kinder um mich herum ihre Ranzen und Rucksäcke und stürmen raus. Endlich Schluss, der Nachmittag kann kommen. Nur für mich nicht, wie es aussieht. Na ja, vielleicht geht es ja ganz schnell. Wenn der Typ kein Deutsch kann, muss ich auch nichts lange erklären.

Missmutig schlurfe ich Richtung Schulbüro, da sehe ich ihn schon. Also teilweise. Ein schlaksiger Typ, ungefähr meine Größe, schwarze Hose, Hände in den Taschen vergraben. Schwarzer Hoodie, die Kapuze so tief im Gesicht, dass davon eigentlich nichts zu sehen ist.

„Hallo?“, sage ich.

Nichts.



Ich trete einen Schritt näher und strecke die Hand aus: „Hallo, ich bin Alma und soll dir die Schule zeigen.“

Ein schneller Blick. Dann ist der Kopf wieder unten.

*Nicht persönlich nehmen, Alma, nicht persönlich nehmen.* Es gibt muslimische Männer, hat Frau Schwelbrandt erzählt, die geben Frauen nicht die Hand. Nie. Irgendwie wegen ihres Glaubens. Ob das bei Jungs und Mädchen auch so ist? Keine Ahnung. Sicherheitshalber lasse ich die Hand sinken.

Und jetzt?

„Ich soll dir die Schule zeigen“, sage ich noch mal in die Kapuze. *Obwohl ich überhaupt keine Lust dazu habe.* Aber das denke ich nur. „Komm einfach mit, dann sind wir ruckzuck durch damit.“

Immer noch nichts.

Ich stöhne. Das kann ja lustig werden.

Ich gehe vor der Kapuze in die Knie, um den Blick aufzufangen, den er stur zu Boden richtet. Mit einer Hand winke ich zu mir, die andere lasse ich unbestimmt um mich herumzeigen. Wir. Rumgehen. Vielleicht funktioniert es mit Zeichensprache.

Ein Schulterzucken: immerhin eine Reaktion.

„Ja, mir ist das auch egal“, denke ich jetzt nicht mehr. Ich spreche es laut aus. Wenn der Typ eh kein Wort versteht?

„Also machen wir es kurz.“ Ich stupse ihn am Arm an: *Auf geht's!*

Er zuckt zusammen, als hätte ich ihn geschlagen. Aber er scheint es zu kapieren und schlurft mir nach. Treppen rauf, Treppen runter. Türen auf, Türen zu. Ich zeige Kapuze als Erstes unsere Klasse: das Lehrerpult, das kleine Aquarium mit den drei Stichlingen aus dem Ententeich im Park neben unserer Schule. Reihum kümmern sich immer welche von uns um die kleinen Fische. So lernen wir Verantwortung, glaubt Frau Schwelbrandt. Wenn es meine Verantwortung wäre, würde ich die Fische zurück in den Teich bringen. Da wären sie glücklicher. Aber davon will unsere Lehrerin natürlich nichts wissen. Und die anderen haben auch nur mit den Augen gerollt, als ich das vorschlug.

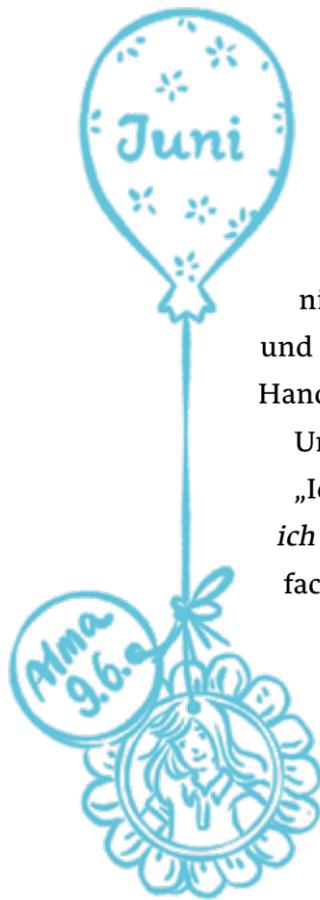
Ich erkläre Kapuze, was es mit der Schnur auf sich hat, an der Fotos von jedem Kind hängen: „Das ist unser Geburtstagskalender. Und da“, ich zeige auf das Bild von mir, natürlich im Fußballtrikot, „Alma, geboren am. 9. Juni.“

Ich drehe mich zu ihm. „Alma“, wiederhole ich und zeige auf mich. Dann auf ihn, wobei ich ihn erwartungsvoll ansehe: *Jetzt dein Name, bitte.* Das muss man doch verstehen!

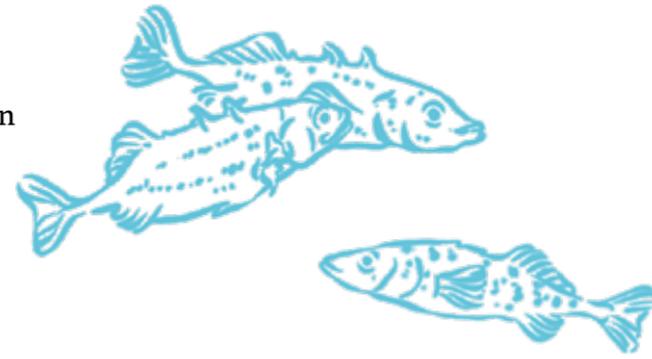
Aber er guckt mich nur stumm an. *Dann bleibst du eben die namenlose Kapuze.* Seine Augen sind fast schwarz. Wie seine Klamotten. Tiefschwarz und irgendwie weit weg.

„Ich würde echt gern wissen, was mit dir los ist“, sage ich kopfschüttelnd.

Dann gehen wir weiter, Schneckentempo. Denn immer nach ein paar Schritten bleibt Kapuze einfach stehen. Dann muss ich zu ihm, auf ihn einreden. Bloß nicht wieder anfassen. Er ist fast weggelaufen, als ich das noch mal versucht habe. Echt anstrengend. Ich meine, ich gebe mir hier alle Mühe. Und er so? Nichts, keine Reaktion. Ist er einfach seltsam? War er schon im-



mer so? Und wenn nicht – was muss man erleben, um so zu werden? Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich will es mir auch nicht vorstellen. Ich will nach Hause. Aber vor uns liegen da noch Schulkantine, Musikraum, Sporthalle.



Eine halbe Ewigkeit später stehen wir auf dem Pausenhof. Ich blicke zur Uhr über dem Eingang. Die zeigt kurz vor acht Uhr, der Moment als mein missglückter Ball sie heute morgen traf. *Ja, wird repariert, und alle sind meine Zeugen.* Das war so fies, die Wut wallt wieder in mir hoch. Ich wühle im Rucksack, um auf meinem Handy die Uhrzeit zu checken. Mein Fußball fällt heraus und rollt weg. *So ein Scheiß, auch das noch!* Meine Arbeitshefte, die Postmappe purzeln hinterher. Immerhin können sie nicht rollen. Schließlich erwische ich das Telefon, ein Blick aufs Display: Fast zwei Stunden hat unsere Führung jetzt schon gedauert. Super, Training ade!



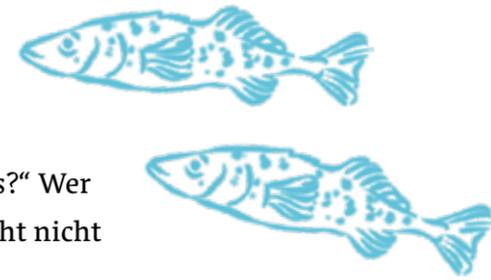
„Danke schön für nichts, Kapuze“, zische ich scharf in seine Richtung, während ich die verstreuten Sachen wieder in den Rucksack stopfe. Aber im selben Augenblick erschrecke ich über mich selbst. Das war auch fies. Am Ende kann der Typ ja gar nichts dafür. Dafür, dass er hier ist. Dafür, dass er an mich geraten ist. Dass ich einen Scheißtag habe.

Ich blicke schnell auf, aber da ist gar keine Kapuze. Ich sehe mich um. Da entdecke ich ihn, fast schon am anderen Ende des Schulhofs. Er ist meinem Ball hinterher und hat ihn eingesammelt. Er hält ihn in den Händen. Das erste Mal sieht er mich geradewegs an. Tiefschwarz und stechend. Als würde er maßnehmen.

Und dann, in einer blitzschnellen Bewegung, schießt er den Ball direkt auf mich.

*Spinnt der?* Ich werfe den Rucksack beiseite. Mein Körper spannt sich, und leicht aus der Drehung nehme ich die Kugel volley. Diesmal erwische ich sie perfekt, und in einem eleganten Bogen fliegt sie direkt zurück in die Hände des Jungen. Millimetergenau, er muss kaum die Arme bewegen. *Das hast du davon!*

Wieder sieht er mich an. Lange, ohne eine Regung.  
„Was ist“, rufe ich. „War das jetzt wieder falsch, oder was?“ Wer Mädchen die Hand nicht gibt, spielt wahrscheinlich erst recht nicht mit ihnen Ball.



Nichts.

Aber dann plötzlich: ein Lächeln. Ehrlich, Kapuze lächelt.

Er legt den Ball vor sich, sieht noch einmal zu mir, nimmt Anlauf und schießt. Auch Kapuze zielt gut, ich kann den Ball direkt annehmen und zurückkicken. Diesmal erwischt er ihn mit dem Kopf. Lässt ihn ein paar Mal auf seiner Stirn springen und schlenzt ihn dann wieder zu mir. *Nicht schlecht!* Kapuze ist ballsicherer als alle Jungs in meiner Klasse.

Das fängt an, Spaß zu machen. Hin und her, hin und her. Ich merke kaum, wie wir im Spiel versinken. Aus Kapuzes Lächeln wird Lachen. Und ich komme doch noch zu meiner Trainingseinheit. Und alles ohne Worte. Als wäre Fußball eine Sprache, die alle Menschen verstehen.

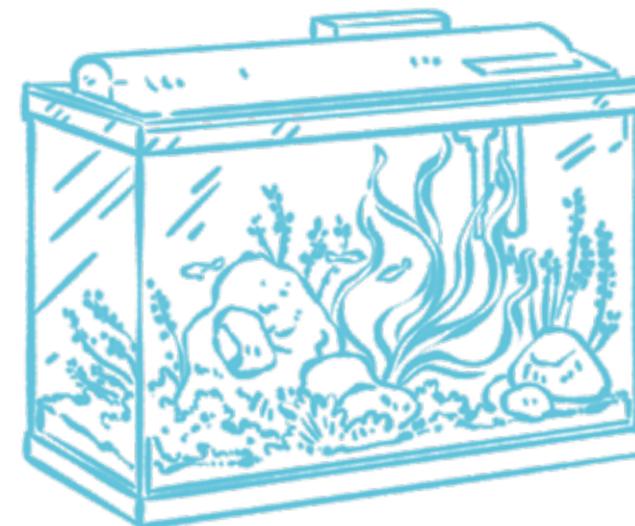
Doch irgendwann zieht Kapuze ein Handy aus der Tasche. Jetzt ist er es, der die Uhrzeit checkt. Er zeigt auf das Display und zuckt mit den Schultern. Er muss los, ich verstehe.

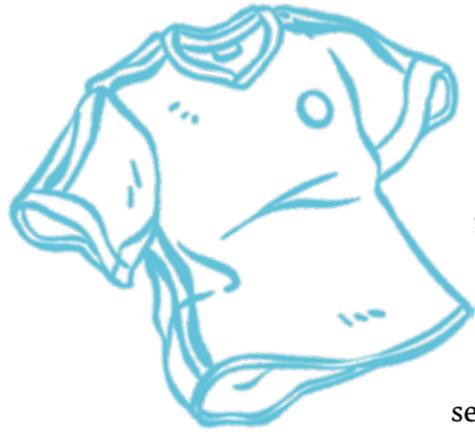
Und dann passiert es.

Als er mir den Ball in die Hand drückt, öffnet Kapuze den Mund. Zum allerersten Mal. „Kurat Alqadam“, sagt er. „Kurat Alqadam.“ Er krächzt die Worte. Er hat seine Stimme wirklich lange nicht benutzt.

„Verstehe. Kurat, nicht Kapuze.“ Ich grinse ihn an. „Aber die Buchstaben sind schon ähnlich.“

Kurat guckt einen Augenblick verwirrt. Dann lächelt er noch einmal, hebt die Hand wie zum Gruß und geht davon. Immer noch etwas schlurfig, aber schon aufrechter als vor zwei Stunden noch. Bilde ich mir jedenfalls ein. Und ich bin richtig stolz auf mich: *Alma, das Mädchen, das die Stummen sprechen lässt.*





Ich bin auch noch stolz, als ich am nächsten Morgen in die Schule komme.

Als Frau Schwelbrandt den Klassenraum betritt, melde ich mich. Es sprudelt hervor, ehe sie mich überhaupt aufruft: „Der syrische Junge? Ich habe ihn zum Sprechen gebracht. Er heißt Kurat. Kurat Alqadam.“

Frau Schwelbrandt sieht mich schmallippig an. „Kann sein. Er ist heute früh trotzdem nicht aufgetaucht, dein Kurat. Was ist vorgefallen?“

*Vorgefallen?* Ich sacke in mich zusammen. Kein Lob, gleich wieder ein Vorwurf? Aber unsere Lehrerin hat recht. Kurat ist tatsächlich nicht da.

„Äh ... nein. Ich habe ihm alles gezeigt. Dann haben wir Fußball gespielt. Dabei ist er richtig fröhlich geworden, und am Ende hat er mir eben sogar seinen Namen gesagt.“

Frau Schwelbrandt sieht mich stumm an. Dann schüttelt sie kurz den Kopf. Als wäre sie einfach nur enttäuscht. Ich könnte heulen!

Um mich abzulenken, schaue ich den Stichlingen in ihrem Glasgefängnis zu. Bis das erlösende Pausenklingeln ertönt. Eine Viertelstunde kicken, das hilft jetzt vielleicht.

Als wir auf den Schulhof kommen, spielen da schon ein paar Jungs. Sie sind nicht von unserer Schule, das sehe ich sofort. Als wir näher kommen, halten sie inne. Und da erkenne ich ihn: Kurat steht inmitten der kleinen Gruppe, die sich eng um ihn geschart hat. Als wollten sie ihn beschützen. Er ist der Kleinste von ihnen.

„Kurat?“ Ich winke. „Kurat Alqadam!“

Er lächelt schüchtern zurück. Er dreht sich zu den anderen Jungen und sagt irgendwas zu ihnen, während er auf mich zeigt.

Dann winkt er mich mit der Hand heran. Doch als ich bei ihm ankomme, laufen alle auseinander. *Was soll das denn jetzt?* Dann sehe ich, dass sie nur Aufstellung nehmen. Kurat schießt den Ball zu mir – und schon ist das schönste Spiel im Gange. Selbst die Jungs aus meiner Klasse, die erst noch unschlüssig am Rand stehen, machen bald mit.

Wir kicken fröhlich. Mein Ärger von vorhin? Vergessen. Ich bin froh.



Erst als das Pausenklingeln längst vorüber und der Schulhof leer ist, brechen wir das Spiel ab. Die Jungen aus meiner Klasse nehmen Kurat in ihre Mitte und Kurs auf den Eingang zum Schulgebäude. Klar, wer so gut spielt, gehört sofort dazu. Verrückt!

Als auch ich mich auf den Weg machen will, stellt sich einer der großen Jungen, mit denen Kurat vorher gespielt hat, in den Weg und sieht mich an. Er hat die gleichen tiefschwarzen Augen.

„Danke“, sagt er. *Und er gibt mir die Hand.* Und dann langsam, als würde er jedes Wort erst suchen müssen: „Für unseren kleinen Bruder. Adil war lange nicht mehr so fröhlich.“

Adil?

„Ähm ... du meinst Kurat“, korrigiere ich den Jungen.

In den schwarzen Augen nur Ratlosigkeit.

Dann breitet sich ein Grinsen auf seinem Gesicht aus. Weiter und weiter: „Kurat ... Kurat Alqadam?“

„Ja, genau.“

„Das ist doch kein Name. Das ist arabisch und heißt Fußball.“

Adil und ich haben später noch oft darüber gelacht. Fußball ist eben eine Sprache, die alle Menschen verstehen.





# Roter Staub und weiße Flocken

Efua Traoré



Ich heiße Sade Ogunlade. Ich mag, dass mein Name sich reimt. Ich mag viele Dinge, die vielleicht nicht jedem auffallen, und finde manche Dinge, die alle normal finden, besonders.

Zum Beispiel mag ich, dass kurz vor Weihnachten die Harmattan-Winde von der großen Saharawste aus dem Norden wehen und den roten Staub mit sich bringen. Sie bedecken alles, was ihnen in den Weg kommt, mit einer rtlich braunen Staubschicht. Blätter und Bsche werden über Nacht braun, der Staub schafft es durch jede noch so kleine Ritze und senkt sich wie ein roter Schimmer über alles. Es liegt ein magisches Knistern in der Luft, und oft riecht es nach Rauch von den Buschfeuern. Die Luft ist rau und trocken, fast wie elektrisiert. Ich liebe es, wie meine Haare morgens knistern, wenn ich sie kmme, und wie die Menschen plötzlich glänzende Lippen haben, weil dann alle ganz viel Vaseline auftragen, damit sie bloß nicht rissige Lippen bekommen.

Was ich nicht mag? Dass wir aus Nigeria wegziehen mussten. Und jetzt soll ich in Deutschland zur Schule gehen.

Auch Captain P findet das blöd. Das ist mein etwas anderer Papagei. An dem Tag, an dem wir es erfahren haben, sind seine Federn von einem Moment zum nächsten komplett grau geworden. Plötzlich sah er aus wie eine

traurige Krähe. Das habe ich ihm natürlich nicht gesagt. Er ist superempfindlich, was sein Aussehen betrifft. Ständig gräbt er mit seinem gebogenen Schnabel zwischen seinen Federn herum, um sie zu glätten und zu stylen. berhaupt ist er empfindlich. Das Erste, was er gemacht hat, als wir aus dem Flugzeug gestiegen sind und die kalte deutsche Luft geschnuppert haben, war sich zu beschweren. „Meine Güte, ist das eine Kälte hier! Und sogar der Mond ist anders. Zu Hause liegt der Halbmond immer ganz chillig auf dem Rücken. Wieso steht er hier so aufrecht und angespannt, als ob er etwas in der Ferne sucht, das er verloren hat? Na, das kann ja noch lustig werden“, jammerte er immer wieder.

Und mir sagt er, dass ich zu viel herumnrgele!

„Hr auf, so ein Gesicht zu ziehen“, grummelte er jetzt wieder und hüpfte von meinem neuen Schulrucksack, an dem er sich festgekrallt hatte, auf meine Schulter.

„Tu ich doch gar nicht“, schnappte ich und marschierte demonstrativ schneller hinter Mum und der Schuldirektorin her.

Mum drehte sich sofort um, ihre Stirn krausgezogen, und legte einen Finger an die Lippen. Mist. Hatte ich etwa laut mit Captain P gesprochen? Mum regte sich immer auf, wenn ich das tat. Captain P und ich redeten eigentlich immer nur in Gedanken miteinander. Dieser erste Schultag brachte mich schon ganz durcheinander. Oder *kolo*, wie wir in Nigeria immer sagen.

Erschrocken blickte ich zur Direktorin, doch die steuerte weiter in Richtung meines neuen Klassenzimmers.

„Uff“, krächzte Captain P. „Ich würde mich an deiner Stelle ein bisschen zusammenreißen.“

Ich rollte die Augen.

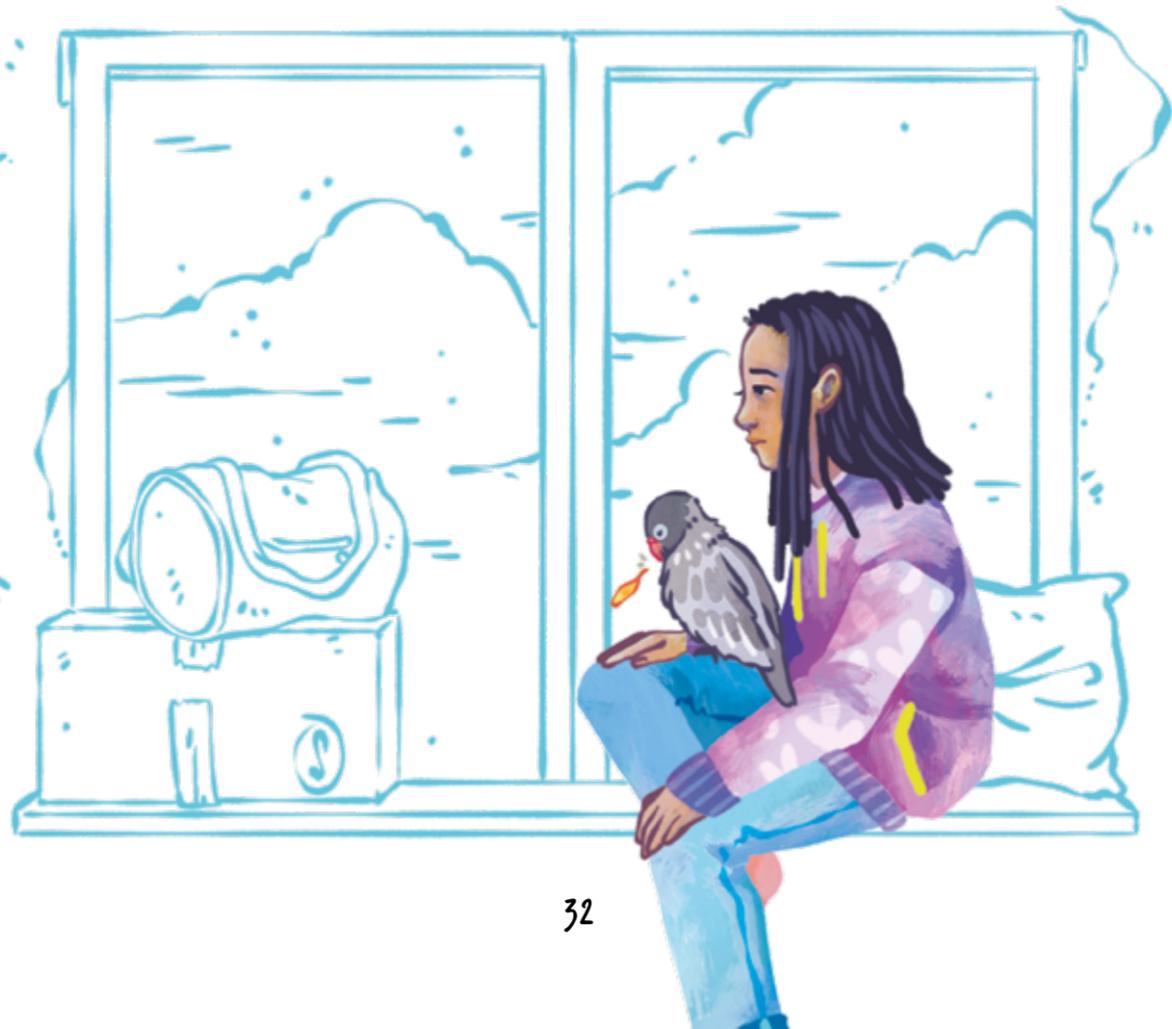
5C, hatte die Direktorin gesagt. Eigentlich war das super. 5 war meine Glückszahl. Aber wie wollte mir das Glück heute helfen? Ich hatte gerade Kontinente gewechselt – und, als ob das nicht schlimm genug war, auch noch die Schule mitten im Schuljahr! Was könnte noch schrecklicher sein? Ach so, ja, die Tatsache, dass mein Deutsch eine Katastrophe war! Hätte ich bloß öfter versucht, Mum auf Deutsch zu antworten statt immer nur auf Englisch ...

O nein, die Direktorin war vor einer Tür stehen geblieben. Das war's. Die 5C. Nun musste ich da rein, komme, was wolle. Kein Zurück mehr.

„Doch“, zischte Captain P, „wir könnten einfach schreiend davonlaufen. Wir flattern dabei unsere Arme und Flügel! Die denken dann, wir sind *kolo* geworden, und lassen uns einfach gehen.“ Heute früh hatte er auch schon vorgeschlagen abzuhausen. Aber nachdem ich mir eine kleine Tasche gepackt hatte, haben wir beide im Morgengrauen aus dem Fenster meines neuen Zimmers geschaut. Unsere Zähne haben nur beim Anblick der riesigen Eiszapfen am Baum zu klirren angefangen. Na ja, meine Zähne. Bei Captain P war es der Schnabel gewesen. Die Idee hatten wir also ganz schnell wieder fallen lassen.

„Okay, Honey Bear“, sagte Mum jetzt leise und nahm meine Hände. Ihre waren ganz warm im Gegensatz zu meinen. *Lass mich bitte nicht los, Mum, tue mir das bitte nicht an!*, dachte ich.

Aber sie tat es doch. „Mach dir keine Sorgen, alles wird gut“, sagte sie und lächelte schwach. „Okay?“



Ich sah es aber in ihren Augen. Sie machte sich auch Gedanken.

Ich schluckte. Wie sollte alles gut werden? Jetzt würde ich es aber ganz bestimmt nicht wagen, auch nur ein Wort zu sagen, denn dann gäbe es bestimmt eine große Tränenüberschwemmung.

„Möchtest du, dass ich mit reinkomme?“

Meine Augen weiteten sich, und Captain P und ich schüttelten entsetzt unsere Köpfe. Wie peinlich wäre das denn?!

Mum nickte und presste ihre weichen Lippen kurz an meine Stirn.

„Ich zeige Ihnen noch die Sporthalle“, sagte die Direktorin und lief mit Mum davon.

Ich atmete tief ein und drückte die Türklinke runter. Wieso musste die Direktorin vorher auch so viel reden! Jetzt hatte der Gong längst geläutet, und ich war auch noch spät dran.

Dreißig Kinder drehten ihre Köpfe und starrten mich an. Sechzig Augen auf einmal. Nach drei Sekunden war ich komplett von Blicken durchlöchert. Ich trat einen Schritt zurück.

„Tief durchatmen“, fiepte Captain P, aber versteckte dabei sein Gesicht hinter meinem Ohr. Sein Atem kam nur noch in kurzen, heftigen Stößen, die mich kitzelten. Er krallte sich noch fester an meine Schulter, um nicht vor Schwäche herunterzurutschen.

„Aha, da ist unsere neue Schülerin, herzlich willkommen, Saaade“, sagte ein Mann mit großen, runden Brillengläsern und einem runden Gesicht.

„Huh! Wer ist denn Saaaaade“, krächzte Captain P.

„Ich bin Herr Kringel. Magst du dich kurz vorstellen, und sag uns doch gern, wo du herkommst und wieso du nun hier bist und so weiter.“

Ich blickte erst ihn und dann die Klasse schockiert an. „Ehm ...“

Ein Meer aus weißen Gesichtern sah mich gespannt an. Nicht ein einziges Kind war braun wie ich.

„Also, ehm ...“ Ich starrte den Boden an.

„Sag etwas. Irgendetwas, ist egal, was“, zischte Captain P.

„No!“, rief ich und sah erschrocken zum Lehrer.

Kichern und Gelächter aus der Klasse.

Der Lehrer hob eine Augenbraue und betrachtete mich ein paar Sekunden lang, als ob er überlegte, mich gleich wieder rauszuschicken. Aber dann deutete er zu einem leeren Platz. „Dann eben ein anderes Mal“, murmelte er.

Ich stolperte schnell zu meinem Platz.

Der Unterricht war wohl Biologie. Es ging um Tiere, die Säugetiere hießen. Das Wort hörte sich echt lustig an, und Captain P plapperte es jedes Mal wie ein nerviges Echo nach.

„Verstehst du was?“, fragte Captain P irgendwann.

Ich schüttelte den Kopf. Ich erkannte zwar viele deutsche Wörter, aber bevor ich mich an ihre Bedeutung erinnerte, war der Lehrer schon dabei, das nächste Wort zu sagen. Wie sollte ich es jemals schaffen, so viele neue Dinge in so einer Geschwindigkeit zu lernen? Ich seufzte und blickte mich zaghaft um.

Zwei Augenpaare beobachteten mich, und ich drehte mich abrupt zurück.

Die Stunde ging ewig, und ich hoffte, die nächste würde besser laufen. Aber Mathe war auch nicht besser, obwohl ich zumindest mit den Zahlen an der Tafel etwas anfangen konnte. Doch dann verstand ich auch dazu die Erklärungen nicht.

Irgendwann fing mein Kopf an zu schmerzen, und ich gab es auf.

Captain P stupste mich mit seinem Schnabel an und machte mitleidige Krächzgeräusche. Dann kuschelte er sich in meinen Schoß und schlief ein.

Beim nächsten Gong rief die Lehrerin „Kleine Pause“, bevor sie die Klasse verließ.

„Oh, es schneit! Es schneit!“, riefen die Kinder plötzlich und rannten zum Fenster.

Ich blickte hinaus. Tausend kleine Flöckchen wirbelten umher. Es war wundervoll, wie ein zauberhafter Tanz in der Luft.

„Schau, Captain P!“ Ich rüttelte ihn sanft wach, und er rieb sich mit einem Flügel verschlafen über die Augen.

Auf einmal ziepte es an meinem Kopf. „Oooh, deine Haare sind ja toll!“, sagte eine hohe Stimme hinter mir.



Ich drehte mich um. Zwei Mädchen, eins davon mit Zahnsperre, hielten jeweils einen meiner vielen, langen Zöpfe in der Hand.

„Hilfe, was machen die denn da?“, rief Captain P.

Ich zuckte zurück und lächelte unbeholfen.

Aber die Mädchen schnappten sich jeweils einen weiteren Zopf und flüsterten etwas.

„Musstest du lange dafür still sitzen bleiben?“, fragte das eine Mädchen.

„Als ob man herumgeht und einfach so den Leuten in die Haare fasst! Sag den beiden, dass sie das lassen sollen“, brummte Captain P.

Ich schluckte.

„Sie fühlen sich irgendwie komisch an, so rau“, sagte das Mädchen mit der Spange. Sie kicherten beide.

„Sag es ihnen!“, kreischte Captain P.

Ich riss den beiden meine Zöpfe weg.

Die Mädchen sahen mich erschrocken an.

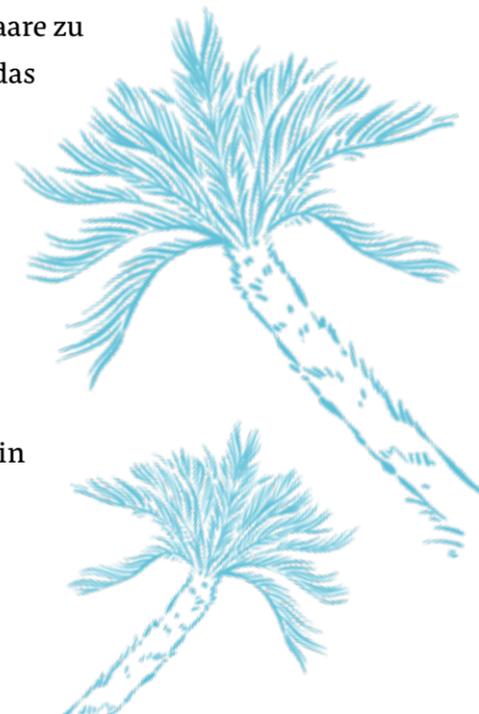
„Meine Güte, ist ja gut“, sagte das eine und verdrehte die Augen. Sie liefen tuschelnd davon, und mein Herz sank mit einem dumpfen *Plumps* in meinen Magen.

„Kannst du dir so was vorstellen“, zischte Captain P. Seine Federn zitterten und standen zu Berge. „Dir einfach so ungefragt in die Haare zu langen! Wer hat denn jemals so was gehört! Du hättest ihnen das sagen müssen!“

Aber ich hatte keine Lust mehr zu reden. Ich sah zu den Kindern, die am Fenster standen und aufgeregt rausschauten.

Draußen gab es ein wahres Spektakel. Heute früh im Radio hatten sie gesagt, es würde wahrscheinlich weiße Weihnachten geben. Mum hatte erklärt, dass das etwas Besonderes war. Alle Kinder hier wünschten sich weiße Weihnachten.

Meine Sicht verschleierte sich, und dicke Tränen stiegen mir in





die Augen. Ich wollte keine weißen Weihnachten, und ich wollte keine neue Schule. Ich wollte magisch rot glitzernde Weihnachten mit viel trockenem Staub und knisternden Haaren und Vaseline auf den Lippen.

Ein Mädchen mit schwarzem Lockenkopf und ernsten grünen Augen beobachtete mich. Ich sah sie böse an, verschränkte meine Arme vor mir auf dem Tisch und vergrub mein nasses Gesicht darin.

Ein paar grauenvolle Unterrichtsstunden später kam die große Pause. „Lass uns schnell eine Ecke finden, wo wir uns verstecken können“, sagte Captain P.

Ich nickte müde und stand auf, doch jemand versperrte uns den Weg.

Es war das Mädchen mit dem Lockenkopf und dem ernsten Blick.

„Hi“, sagte es. „Ich bin Emma. Magst du mit mir in die Pause gehen?“

„Huh!“, quiekte Captain P, „meint sie etwa uns?“ Er machte einen kleinen aufgeregten Hüpf auf meiner Schulter. Wollte der sich nicht eben noch verkriechen?

„Ich freue mich, dass du zu uns in die Klasse gekommen bist“, sagte Emma.

„Oh“, murmelte ich und zwirbelte einen meiner Zöpfe.

„Ich kann dir alles Wichtige erzählen, was du über unsere Klasse wissen musst. Wer nett ist und wer zickt, und ich kann dir die coolen Ecken zum Abhängen in der Schule zeigen. Und dann musst du mir alles über dich erzählen. Ich werde dir auch von mir erzählen, aber so viel gibt es da nicht. Eigentlich nur Volleyball und Bücher.“

Ich nickte benommen, das meiste hatte ich tatsächlich verstanden. Emma sprach glücklicherweise nicht so schnell.

„Aber zuerst müssen wir im Pausenhof einen Schneemann bauen. Mal sehen, ob der Schnee reicht. Kommst du? So lang ist die Pause auch wieder nicht“, sagte Emma und grinste.

Ich grinste zurück.

Captain P hüpfte auf ihre Schulter. „Die mag ich!“, krächzte er und flatterte aufgeregt mit seinen Flügeln. Zwischen seinen Federn blitzte plötzlich etwas auf. Eine Feder war wieder gelb!

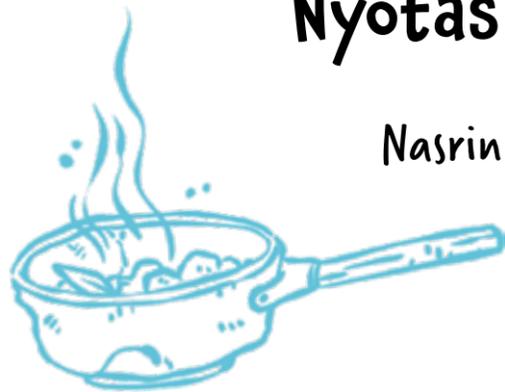
Ich hielt die Luft an und lief Emma hinterher. *Vielleicht ...*, dachte ich. *Vielleicht* würde doch alles noch gut werden.





## Nyotas Suche

Nasrin Siege



Auf dem Fischmarkt ist viel los. Nyota läuft von Stand zu Stand, schaut sich jeden Fischverkäufer genau an. Doch keiner sieht aus wie Baba. Zu blöd, dass er nicht weiß, wo sein Baba Ndogo – Babas Bruder – hier in Dar-es-Salaam wohnt. Hätte er ihn doch damals, als er ihn bei Babas Beerdigung getroffen hat, nach seiner Adresse gefragt! Aber da war er noch zu klein, und er hatte nicht gewusst, dass er irgendwann nach ihm suchen würde. Außerdem hatte er bis gestern auch nicht gewusst, dass Dar-es-Salaam so groß ist und dass er besser eine Adresse braucht, um den Onkel zu finden. Er hatte von nichts eine Ahnung gehabt! Er weiß nur, dass sein Baba Ndogo Fischhändler ist und dass er genauso aussieht wie Baba. Weil er Babas Zwillingenbruder ist.

Müde setzt Nyota sich auf den Bordstein am Eingang zum Fischmarkt. Er schaut auf seine Füße. Sie sind zerkratzt und schmutzig. Sie tun weh. Den ganzen Tag haben sie ihn durch die Straßen von Dar-es-Salaam bis hierher getragen. Jetzt wollen sie nicht mehr. Jetzt will Nyota nicht mehr.

Er legt den Kopf auf die Knie und schließt die Augen. Nach einer Weile jedoch hebt er den Kopf wieder hoch. Er darf nicht einschlafen! Er muss doch nach einem Mann Ausschau halten, der genauso aussieht wie Baba!

Der Geruch von gebratenem Fisch zieht in seine Nase, und fast gleichzeitig spürt er, wie sein Magen sich vor Hunger zusammenkrampft. Vorhin hat er von einer Frau eine Banane geschenkt bekommen. Aber das ist schon länger her.

Wieso war Baba Ndogo nicht zu Mamas Beerdigung gekommen? Dann hätte er ihn und Moussa gleich zu sich nach Dar mitnehmen können. Platz genug in seinem dicken Wagen hätte er für sie doch gehabt. Dann hätten er und sein kleiner Bruder jeden Tag genug zu essen gehabt. Ganz oft Fisch. Dann würde er heute nicht hier auf der Straße sitzen, sondern zur Schule gehen. So wie die beiden Jungen da in ihren blauen Schuluniformen. Traurig und auch etwas neidisch blickt er zu ihnen.

Als Mama krank wurde und nicht mehr arbeiten konnte, hat er die Schule abbrechen müssen. Weil sie kein Geld für die Schulgebühren und die Schuluniform übrig hatten. Außerdem musste er für Mama da sein und auf Moussa aufpassen. Manchmal, wenn er andere Kinder in ihren Schuluniformen gesehen hatte, hatte er geweint.



„Baba Ndogo wird mich zur Schule schicken“, murmelt er in sich hinein und wendet dabei den Blick von den Jungen ab.

Babu und Bibi hatten ihn und Moussa bei sich aufgenommen. Aber sie hatten nicht einmal genug Essen für sich. Wie sollten sie ihn und Moussa satt kriegen?

Wenn Moussa vor Hunger weinte, hatte Nyota immer ein schlechtes Gewissen. Hätte er nicht von Bibis Essen gegessen, wäre Moussa satt geworden. Er war doch noch so klein und er, Nyota, schließlich groß genug, um für sich selbst zu sorgen!

---

*Baba Ndogo:* Der „Kleine Vater“ ist der Bruder des Vaters. Nach dem Tod des Vaters sorgt traditionell der „Kleine Vater“ für dessen Kinder.

*Babu:* Großvater

*Bibi:* Großmutter



Zuerst bettelte er bei den Nachbarsfrauen. Sie gaben ihm ihre Reste. Als sie damit aufhörten, bettelte er im Nachbardorf und danach im nächsten und nächsten und nächsten.

Und irgendwann war er in Tabora.

Eigentlich war es da schön. In Tabora. Da waren viele Menschen. Manche haben ihm Geld und andere sogar etwas zu essen gegeben. Die ersten Tage zog er allein durch die Straßen. Aber dann fand er durch Frida und ihre kleine Schwester Maria Freunde.

Frida und Maria bettelten an einer Ampel die Autofahrer an. Sie bekamen fast immer ein paar Münzen. Da hat er es ihnen einfach nachgemacht.

„Hau ab hier!“ Das große Mädchen – Frida – hatte sich drohend vor ihm aufgebaut. „Das ist unser Platz!“

„Wer sagt das?“ Nyota hatte sie zur Seite gedrängt.

„Ich!“ Ein Junge, etwas größer als Nyota, war plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht. „Verschwinde!“, fauchte er und drohte dabei mit den Fäusten, während ein dünner und ängstlich aussehender Junge sich hinter ihm zu verstecken schien. Frida und Maria bettelten derweilen weiter.

„Wieso denn?“, fauchte Nyota zurück, und er grinste innerlich, weil der zweite Junge erschrocken zusammengezuckt war.

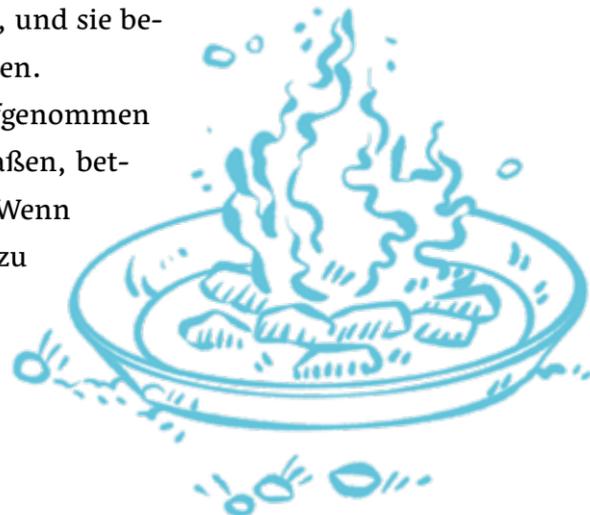
„Weil das unser Platz ist!“

„Aber ich kann doch auch hier stehen“, sagte Nyota. „Ich habe auch Hunger ...“

Der Dünne flüsterte dem Großen etwas zu, und der fragte ihn nach seinem Namen. Seitdem war er einer von ihnen.

In ihrer Gruppe war Juma der Älteste und der Stärkste. Der dünne Saidi blieb immer in seiner Nähe. Frida und Maria waren gut im Betteln. Die Leute hatten Mitleid mit ihnen, und sie bekamen fast immer etwas Geld und sogar Essen.

Nyota war froh, dass sie ihn bei sich aufgenommen hatten. Sie zogen gemeinsam durch die Straßen, bettelten die Passanten und die Marktleute an. Wenn sie genug Geld hatten, kauften sie sich etwas zu essen und zu trinken. Das von den Markt-leuten geschenkte Gemüse und jedes



Holzstück, das sie fanden, stopften sie in Saidis Jutesack. Bevor es dunkel wurde, machten sie sich auf den Weg zu ihrem Schlafplatz. Tagsüber wurde hier gebaut, aber nachts gehörte es ihnen und den anderen Kindern. Die Nachtwächter drückten ein Auge zu.

Hier machten sie sich ein kleines Feuer, auf dem Saidi aus dem geschenkten Gemüse – Tomaten, Zwiebeln und grüne Blätter – in einer kleinen Pfanne und zwei Blechdosen etwas Leckeres für sie kochte. Saidi war ein guter Koch, und wenn sie ihm das sagten, strahlte er.

In der Nacht passten sie aufeinander auf. Bis auf Maria, die zu klein war, blieb einer von ihnen immer wach, hielten sie alle abwechselnd Wache.

Einmal wurden sie von zwei großen Jungen überfallen. Die wollten ihnen ihr Geld abnehmen. Juma, er und Frida kämpften mit ihnen. Saidi und Maria weinten. Von dem Geschrei aufgeschreckt, kamen ihnen die Kinder von den anderen Feuerstellen zu Hilfe, und gemeinsam vertrieben sie die Räuber.

In dieser Nacht machten sie alle kein Auge mehr zu. Aus Angst, dass die Jungen mit Verstärkung zurückkommen würden.

Nyota befühlt die Narbe auf seiner Wange. Er mag sie. Weil sie ihn an seine erste Prügelei erinnert, und an Juma, Saidi, Maria, Frida und die Kinder auf ihrem Schlafgrundstück.

Jetzt, wo er an sie denkt, wird ihm ganz komisch zumute. „Baba-Ndogo wird mit mir Moussa abholen“, sagt er zu sich, „dann fahren wir auf dem Weg zum Dorf zu dem Grundstück, und ich stelle ihm meine Freunde vor!“ Bei dem Gedanken wird ihm leichter ums Herz.

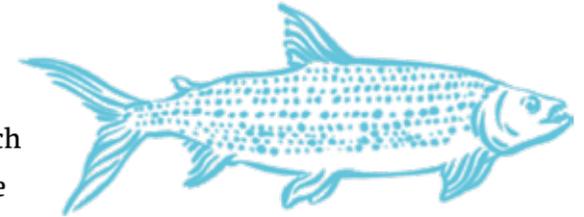
„Wieso willst du unbedingt nach Dar?“, hat Juma gefragt.

„Weil ich meinen Baba-Ndogo suchen will“, hat er erklärt. „Wenn er weiß, dass unsere Mutter gestorben ist, nimmt er mich und Moussa bestimmt bei sich auf.“

„Woher weißt du, dass er das nicht weiß?“

„Weil er nicht auf der Beerdigung war.“

„Vielleicht ist er nicht zu der Beerdigung gekommen,



weil er euch nicht bei sich haben wollte!“

„Nein!“, war er aufgebraust. „Das kann nicht sein!“

„Ich mein ja nur ...“ Juma hat ihm beruhigend auf die Schulter geklopft. „Hätte ja sein können ...“

„Ist dein Baba Ndogo reich?“, fragte Saidi leise.

„Das ist er“, prahlte Nyota. „Er hat sogar ein Auto!“

„Nyotas Onkel hat ein Auto!“ Maria klatschte in die Hände.

„Woher weißt du das?“, wollte Frida wissen.

„Weil er mit dem Auto zu uns gekommen ist!“, trumpfte Nyota auf. „Dahmals, zur Beerdigung meines Vaters.“

„Dann ist er reich!“ Endlich war auch Juma beeindruckt.

„Wie willst du denn nach Dar-es-Salaam kommen?“, hat Juma ihn dann gefragt.

„Mit der Bahn ...?“

„Ja.“ Juma nickte. „Die fährt nach Dar ... hast du Geld für die Fahrkarte?“

„Woher denn!“ Nyota schüttelte den Kopf. „Ich mach das wie die anderen Kinder!“

„Ich zeige dir die Stelle, an der der Zug langsamer fährt“, meinte Juma. „Da ist es leichter, auf einen der Wagen aufzuspringen!“

Am nächsten Morgen waren sie alle zum Bahnhof gelaufen und von dort den Schienen gefolgt.

„Ich wollte auch mal nach Dar“, hat Juma gesagt.

„Und warum bist du nicht?“

„Weil er hierbleiben muss!“, hat Frieda gesagt und Saidi hat genickt.

„Du sollst nicht weg.“ Maria fing plötzlich an zu weinen und klammerte sich an Jumas Bein. Juma hatte sich aus ihrer Umklammerung befreit. „Ich gehe doch nicht weg!“ Er ging vor Maria in die Knie und lachte sie an.

„Nein?“, schluchzte Maria.

„Nein!“, schüttelte Juma den Kopf.

„Juma bleibt hier!“, versicherte Frida nun auch ihrer kleinen Schwester. „Nyota fährt weg!“

Maria nickte, und nach einer Weile hörte sie endlich auf zu



weinen. Sie ergriff Jumas Hand und ließ sie den ganzen Weg an den Bahngleisen nicht mehr los.

„Hier fährt die Bahn so langsam, dass du in einen der Wagen springen kannst.“ Juma setzte sich hin und zog die Schuhe aus, die ihm vor ein paar Tagen eine Frau geschenkt hatte. „Die sind mir zu eng.“ Er reichte sie Nyota. „Du kannst sie haben.“

Nyota hatte schon lange keine Schuhe gehabt.

Sie warteten. Juma erklärte ihm, wann er loslaufen und an welcher Stelle er auf einen der letzten Wagen – einen ohne Tür – aufspringen sollte. „Da sind nur Säcke und Kisten drin ... und da kannst du dich am besten verstecken. Wenn der Schaffner dich findet, schmeißt er dich raus! Versteck dich gut! Der Zug wird in Dodoma länger anhalten. Rühr dich da nicht. Vielleicht werden dann einige Kisten rausgenommen und andere Sachen reingetragen. Du musst dann ganz besonders aufpassen, dass keiner dich sieht!“

Endlich hörten und sahen sie die Bahn von Weitem auf sie zurollen. Bevor sie sich der Stelle, wo sie sich befanden, näherte, wurde sie langsamer. Aufgeregt sprang Nyota auf und machte alles genau so, wie Juma es ihm gesagt hatte. Bevor der Zug bei ihnen angekommen war, lief er los, so schnell wie noch nie. Bald holte die Bahn ihn ein, und er sprang auf einen der letzten Wagen, der vorn total offen war.

Ein Kinderspiel! Er lachte laut und winkte seinen Freunden so lange zu, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Dann versteckte er sich. Hinter einem großen Käfig mit Hühnern.

Immer, wenn er eine Stimme oder ein neues Geräusch hörte, drückte er sich auf den Boden. Er machte sich unsichtbar. Niemand entdeckte ihn. Auch nicht die zwei Männer, die die Hühnerkiste in Dodoma raustrugen und mehrere Säcke mit Mais rein. Die Fahrt war lang, und immer wieder döste er weg.

Es war Abend, als die Bahn in Dar-es-Salaam ankam. Vorsichtig schlich Nyota sich aus dem Wagen heraus. Mit knurrendem Magen sah er sich vergeblich auf dem Bahnhof nach etwas Essbarem um. Schließlich legte er sich hinter einem Kiosk außerhalb des Bahnhofs hin. Er schlief wie ein Stein und



merkte dabei nicht, wie ihm jemand die Schuhe von den Füßen stahl.

Bei dem Gedanken daran kommen ihm die Tränen. Er wischt sie schnell fort.

Den ganzen Tag war er, um Essen bettelnd und nach einem Mann suchend, der genauso aussieht wie sein Baba, durch die Straßen gelaufen.

Dass Dar so groß ist und dass hier so viele Menschen leben, hatte er nicht gewusst. Wie soll er den Onkel in diesem Gewusel finden? Hat er wirklich



gedacht, dass das so einfach wäre? Am liebsten will er schreien und um sich schlagen. Wäre er doch bloß bei seinen Freunden in Tabora geblieben! Hier kannte er niemanden. Und überhaupt! Was für eine blöde Idee, unter all diesen Menschen den Onkel zu finden. „Wie dumm bist du!“, schimpft er in sich hinein.

„Was machst du hier?“ Nyota schreckt auf, hebt den Kopf, dreht sich zu der Stimme um. Sie gehört einem Jungen. Einem kleinen Jungen. Er ist barfuß, sein T-Shirt und die Hose sind schmutzig und überall zerissen. Über seiner Schulter trägt er einen braunen Jutesack.

Mit großen Augen schaut er auf Nyota und grinst dabei.

„Was willst du?“, knurrt Nyota.

„Wartest du hier auf jemanden?“

„Lass mich in Ruhe!“

„Hast du was zu essen?“

„Nein!“

Der Kleine holt ein Stück Brot aus dem Jutesack, bricht es in zwei Teile und hält Nyota die eine Hälfte hin. „Hier! Kannst du haben.“

„Danke“, Nyota nimmt das Brot und beißt rein.

„Wie heißt du?“ Der Junge setzt sich kauend neben ihn auf den Bordstein.

„Nyota.“

„Willst du wissen, wie ich heiße?“ Und als Nyota nicht antwortet: „Ich heiße Samuel.“

„Auf wen wartest du denn?“ Samuel gibt keine Ruhe.

„Auf meinen Onkel“, gibt Nyota kauend nach. „Der wohnt hier in Dar.“

„Wann kommt er?“

„Weiß ich nicht“, braust Nyota auf und verschluckt sich fast dabei. Doch dann erzählt er Samuel von seinem Baba Ndogo, der genauso aussieht wie sein Baba.

„Ahhhh ...“. Der Junge nickt. „Und wie hat dein Baba ausgesehen?“

„Er war groß ... hatte schwarze Haare mit ein bisschen Weiß drin ... und er war ziemlich dünn ...“

„So wie der Mann da?“ Der Junge zeigt auf einen großen Mann mit schwarzen und dazwischen weißen Haaren.



„Nein!“ Nyota schüttelt den Kopf. „Der ist zu klein und auch zu dick. Er sieht nicht aus wie mein Baba!“ Nyota steht auf. „Ich gehe ihn jetzt weitersuchen“, sagt er.

„Ich helfe dir!“ Samuel lässt sich nicht abschütteln, und Nyota muss plötzlich lachen. *Der ist wie Maria*, denkt er bei sich. *Genauso stur und genauso neugierig.*

Nyota läuft durch den riesigen Fischmarkt und schaut sich jeden Händler an. Samuel folgt ihm. Er scheint einige Händler hier zu kennen. Einer gibt ihm, ohne dass er betteln muss, zwei Fischköpfe, die er sich sofort in den Jutesack steckt.

„Du bist wie Saidi“, sagt Nyota zu Samuel. „Nur nicht so ängstlich wie der ...“, und er erzählt Samuel von Saidi, Juma, Frida und Maria.

„Warum suchst du deinen Baba Ndogo hier?“, will Samuel von ihm wissen.

„Weil der auch was mit Fischen zu tun hat. Er kauft und verkauft sie, und vielleicht ist er ja gerade hier, und ich muss ihn nur finden ...“



„Wie heißt dein Baba Ndogo denn eigentlich?“, fragt Samuel.

„Er heißt Hamedi ... Hamedi Rahmani!“

Sie laufen durch den Markt, von Stand zu Stand. Sie schauen sich die Fische an und die Menschen. Und sie fragen jeden, ob sie einen Hamedi Rahmani kennen, der mit Fischen handelt. Keiner kennt ihn. Als es beginnt, dunkel zu werden, nimmt Samuel ihn mit zu seinem sicheren Schlafplatz. Das ist ein Parkhaus ohne Autos. Überall flackern kleine Feuer, und Nyota weiß, dass sie zu anderen Kindern gehören, die so wie er und Samuel kein Zuhause haben.

Eigentlich gehört er nicht dazu, denn er hat ja ein Zuhause. Nämlich bei seinem Baba Ndogo. Er muss ihn nur noch finden.



„Morgen gehen wir wieder zum Fischmarkt und fragen nach deinem Onkel.“ Samuel kippt seinen Jutesack aus. „Jetzt essen wir erst einmal!“ Samuel streicht sich über den Bauch. „Ich habe einen solchen Hunger!“ Als Erstes schneidet er eine Zwiebel, zwei Karotten, eine Kochbanane und zwei Tomaten klein. Dann stapelt er das Holz, das er im Laufe des Tages gesammelt hat, und macht damit ein kleines Feuer. Mit



einem Lächeln gießt er Öl aus einer Plastikflasche in eine verbeulte Pfanne und brutzelt darin das Gemüse und die zwei Fischköpfe.

Während Nyota seinem Freund beim Kochen zuschaut, fällt ihm plötzlich etwas ein. Etwas ganz Wichtiges!

„Sein Auto ist weiß ... und auf die Türen sind Fische draufgemalt!“

„So blaue Fische?“

„Genau!“ Nyotas Stimme überschlägt sich. „Hast du ... hast du so ein Auto schon mal gesehen?“

„Das ist das Auto von Bwana Samaki!“ Samuel schaut ihn mit großen Augen an. „Wieso hast du mir das nicht gleich gesagt?“

„Weil ich mich eben erst daran erinnert habe.“ Nyota schlägt sich auf die Stirn.

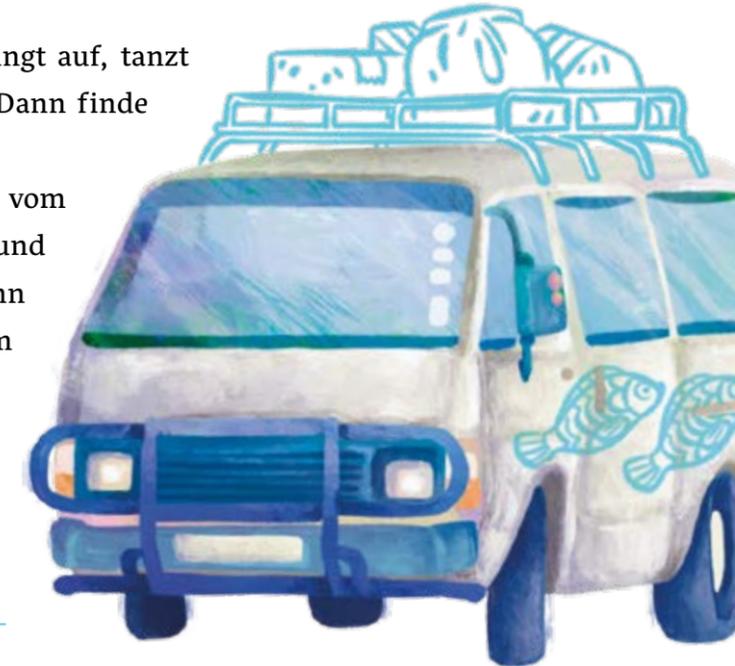
„Das ist er“, ist Samuel überzeugt. „Keiner hat so ein Auto wie er, und außerdem sieht er genauso aus, wie du ihn beschrieben hast.“

„Und wo kann ich ihn finden?“

„Auf dem Fischmarkt natürlich! Da kauft er immer Kisten voller Fische, packt sie in sein Auto und fährt sie weg. Alle wollen ihm ihre Fische verkaufen!“

Nyota ist nicht mehr zu halten. Er springt auf, tanzt und ruft begeistert: „Dann finde ich ihn! Dann finde ich ihn!“

„Morgen.“ Samuel nimmt die Pfanne vom Feuer, tunkt ein Stück Brot in die Soße und steckt es in den Mund. „Jetzt essen wir. Dann schlafen wir, und morgen gehen wir zum Fischmarkt und suchen Bwana Samaki.“



Bwana: Herr  
Samaki: Fisch

## Ein mutiger Schritt

Katja Reider

„So, da wären wir!“

Mein Vater stellt den Motor aus und sieht Mama und mich so stolz an, als habe er den türkisblauen Bergsee, der vor uns liegt, soeben selbst gebastelt. Mitsamt dem angrenzenden Campingplatz und den Bergen dahinter natürlich.

Mama dreht sich erwartungsvoll zu mir um. „Na, hast du es dir so schön vorgestellt, Dilan?“

Eigentlich habe ich mir gar nichts vorgestellt. Ich war nur froh, endlich mal aus Hamburg rauszukommen und in den Sommerferien einen Plan zu haben. Bisher sind wir in den großen Ferien immer in die Türkei zu *babas* Familie gefahren. Aber dieses Jahr hat Mama darauf bestanden, mal etwas anderes zu sehen. Deshalb ist jetzt Campingurlaub angesagt.

Mama und Papa haben ewig diskutiert, wo es hingehen soll. Aber da Pappas Kollege Malik vor einer halben Ewigkeit mal auf diesem Campingplatz in Österreich war, sind wir eben hier gelandet. Ein Zelt, Klappstühle und einen Campingkocher hat Malik uns auch gleich noch geliehen.

Papa schaut sich begeistert um. „Langweilen wirst du dich bestimmt nicht, Dilan! Auf solchen Plätzen sind jede Menge Kinder.“

Na, hoffentlich!

Aber jetzt muss erst mal ein Stellplatz für das Zelt gefunden werden (Malik hat Papa alles erklärt: nicht in einer Kuhle, falls es regnet, möglichst nah an den Waschräumen, aber auch nicht zu nah – und bloß nicht neben Wohnwagenbesitzern, die sich eine Umzäunung gebaut haben). Natürlich ist der Zeltaufbau viel komplizierter, als es in der Anleitung aussah. Falls Papa die überhaupt gelesen hat. Und ich bin, ehrlich gesagt, auch keine große Hilfe.

„Gut, Dilan“, sagt Mama schließlich entnervt. „Wenn du magst, kannst du schon mal die Gegend erkunden. Ich glaube, die Badestelle ist gleich da vorn.“

„Darf ich ins Wasser?“ Ich angele nach meiner Badehose, die Mama wohlweislich ganz oben in die Reisetasche gepackt hat.

Sie lächelt. „Klar! Aber bitte bleib im Flachen! Da, wo du stehen kannst. So, wie wir’s besprochen haben, okay?“

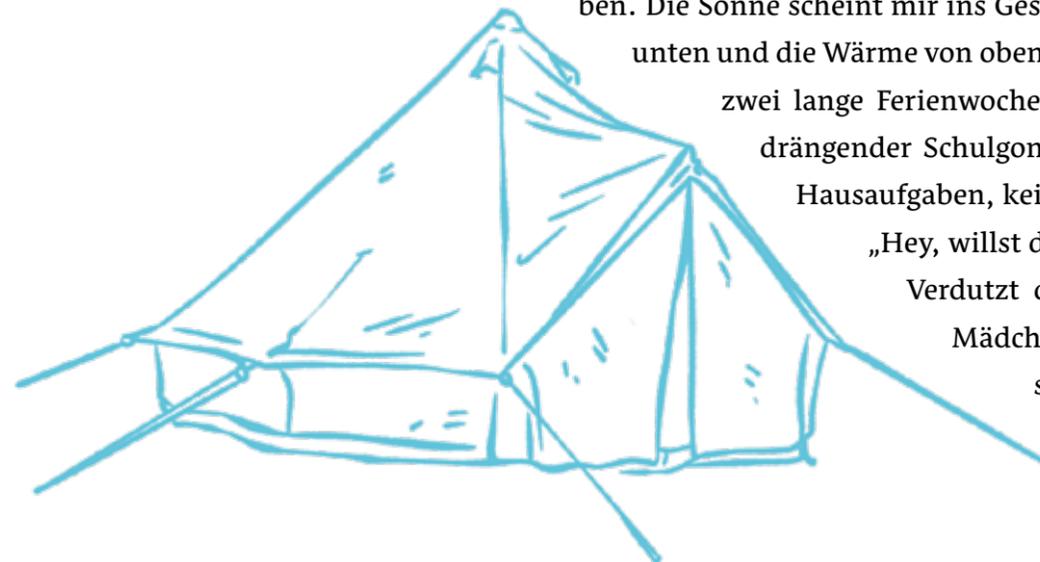
Ich nicke. Bin schließlich nicht verrückt und schwimme allein durch einen See! Das ist echt was anderes, als im Freibad von einer Seite zur anderen zu paddeln, den Beckenrand immer in greifbarer Nähe. Dabei schwimme ich ganz gut. Mein Bronze-Abzeichen habe ich schon vor einem Jahr gemacht.

Ich schlüpfte in meine Badehose, fange das Handtuch auf, das Mama mir zuwirft, und spurte Richtung See. Plötzlich habe ich es unheimlich eilig, ins Wasser zu kommen. Eins, zwei, drei große Schritte – und dann nix wie hineiiiiiiin! Bevor ich die Kälte des Wassers so richtig spüre, schwimme ich auch schon.

Nach ein paar Zügen drehe ich mich auf den Rücken und lasse mich treiben. Die Sonne scheint mir ins Gesicht. Fühlt sich gut an, diese Kühle von unten und die Wärme von oben. Ich schließe die Augen. Vor mir liegen zwei lange Ferienwochen! Kein nerviges Weckergerassel, kein drängender Schulgong, kein Hamburger Nieselregen, keine Hausaufgaben, kein –

„Hey, willst du mich ertränken?!“

Verdutzt drehe ich mich um und blicke in ein Mädchengesicht, das fast nur aus Sommerprossen zu bestehen scheint.



„Oh“, ich grinse verlegen. „Ich hab gar nicht gemerkt, dass – „  
„Schon gut!“ Das Mädchen lacht, taucht kurz unter Wasser und schüttelt dann ihre Haare nach hinten. „Seid ihr gerade angekommen?“

„Sieht man das?“ Ich taste mit den Füßen nach unten, spüre Sand und ein paar Steine. Alles klar: Ich kann stehen.

Die Sommersprossige nickt grinsend. „War nicht schwer zu erraten, so wie du dich ins Wasser gestürzt hast! Ich heiße übrigens Ada, und du?“

„Dilan. Bist du schon länger hier?“

Ada zuckt die Achseln. „Nö, auch erst seit ein paar Tagen. Aber wir sind schon zum dritten Mal hier. Für meine Eltern ist dieser Campingplatz so eine Art zweite Heimat.“ Mit ihrem von Sommersprossen übersäten Arm deutet Ada nach hinten, wo sich drei Jungs eine Wasserschlacht liefern. „Das sind Leon, Jo und Dennis. Die waren auch alle schon mal hier.“

Na, toll! Anscheinend bin ich der einzige Neuling auf dem Campingplatz. Irgendwie ist es immer blöd, wenn sich alle anderen bereits kennen.

Als hätte Ada meine Gedanken gelesen, zieht sie mich am Arm. „Komm, wir schwimmen mal zu ihnen rüber!“

Bevor ich etwas einwenden kann, krault sie voraus. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als hinter ihr herzuschwimmen.

Die drei Jungs unterbrechen ihre Wasserschlacht und blicken uns neugierig entgegen. Ich lege einen Zahn zu. Will schließlich nicht gleich am Anfang wie ein Schlappi rüberkommen!

Während Ada die Vorstellung übernimmt, mustere ich die drei anderen unauffällig. Jo und Dennis sind aus Berlin und scheinen etwa so alt zu sein wie Ada und ich. Aber dieser Leon mit den kurzen hellblonden Stoppelha-

ren ist deutlich größer als wir anderen. Der geht mindestens in die fünfte Klasse, zumindest tut er so, als ob. Macht eindeutig auf Bestimmer, der Typ.

„Na, eine Runde Wasserball? Oder kannst du dafür nicht gut genug schwimmen?“

Ob er das die anderen auch gefragt hätte?



Egal jetzt! Leon wartet meine Antwort sowieso nicht ab. Schon angelt er nach dem Ball, der neben ihm im Wasser dümpelt, und pritscht ihn hart zu mir rüber.

Na warte! Ich fange die Pille geschickt auf und werfe sie rüber zu Ada, die sich ein paar Meter weiter positioniert hat. Jo und Dennis übernehmen die Plätze in Ufernähe.

Eine Weile spielen wir hin und her, hechten abwechselnd nach dem Ball, johlen, spritzen, tauchen ... haben Spaß! Auch wenn's nervt, dass Leon wieder und wieder demonstrieren muss, dass er schneller am Ball ist als wir. Was nur daran liegt, dass er größer ist.

Als Papa mich aus dem Wasser winkt, bin ich total außer Atem. Aber bestens gelaunt. Ich meine, wer hätte gedacht, dass ich hier schon am ersten Tag Freunde finden würde?!

„Kommst du nachher wieder runter?“, fragt Ada, während wir uns bibbernd in unsere Handtücher rollen. „Wir müssen dir noch unseren Geheimplatz zeigen!“

Geheimplatz?! Klingt ja spannend! Klar will ich den sehen! Ich nicke. „Ich geh nur eben was essen. In einer halben Stunde wieder hier?“

„Okay, bis später!“

Ada winkt mir zu und verschwindet Richtung Kiosk.

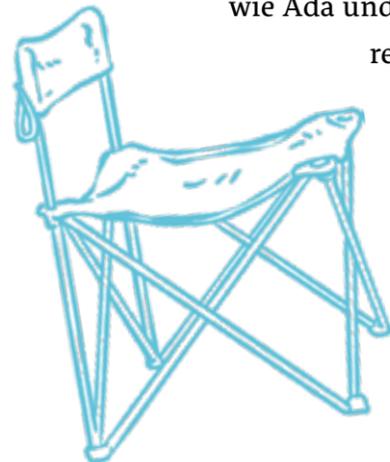
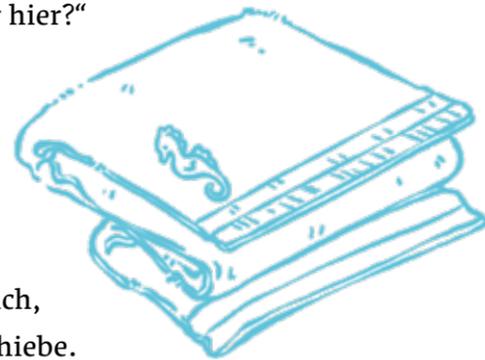
Meine Eltern staunen nicht schlecht, dass ich bereits den halben Campingplatz kennengelernt habe, während sie hier nach dem Zeltaufbau im Liegestuhl gedöst haben.

„Wir treffen uns gleich wieder unten am See“, berichte ich, während ich mir hastig das letzte Stück Brot in den Mund schiebe.

Papa sieht nicht begeistert aus. „Ich dachte, wir machen erst mal was zusammen.“

„Später, ja, baba?“ Ich schaue ihn bittend an. „Die anderen wollen mir was zeigen, einen ...“ Ich zögere. Darf ich den „Geheimplatz“ überhaupt erwähnen? Lieber nicht. „... Irgendeinen ... äh ... besonders tollen Platz“, beende ich meinen Satz vage.

Mein Vater nickt. „Also gut, Dilan. Aber geh nicht zu weit von unserem Zelt weg! Du kennst dich hier schließlich noch nicht aus.“



„Keine Sorge, bin ja nicht allein!“ Ich springe auf. „Tschüss, bis später!“ Und schon bin ich weg. Aus den Augenwinkeln sehe ich gerade noch, dass Mama und Papa sich verblüfft angucken. Klar, sie haben bestimmt damit gerechnet, mich die ersten Tage hier von früh bis spät mit Fußball, Kartenspielen und diversen Ladungen Köfte bei Laune halten zu müssen. Tja, Irrtum.

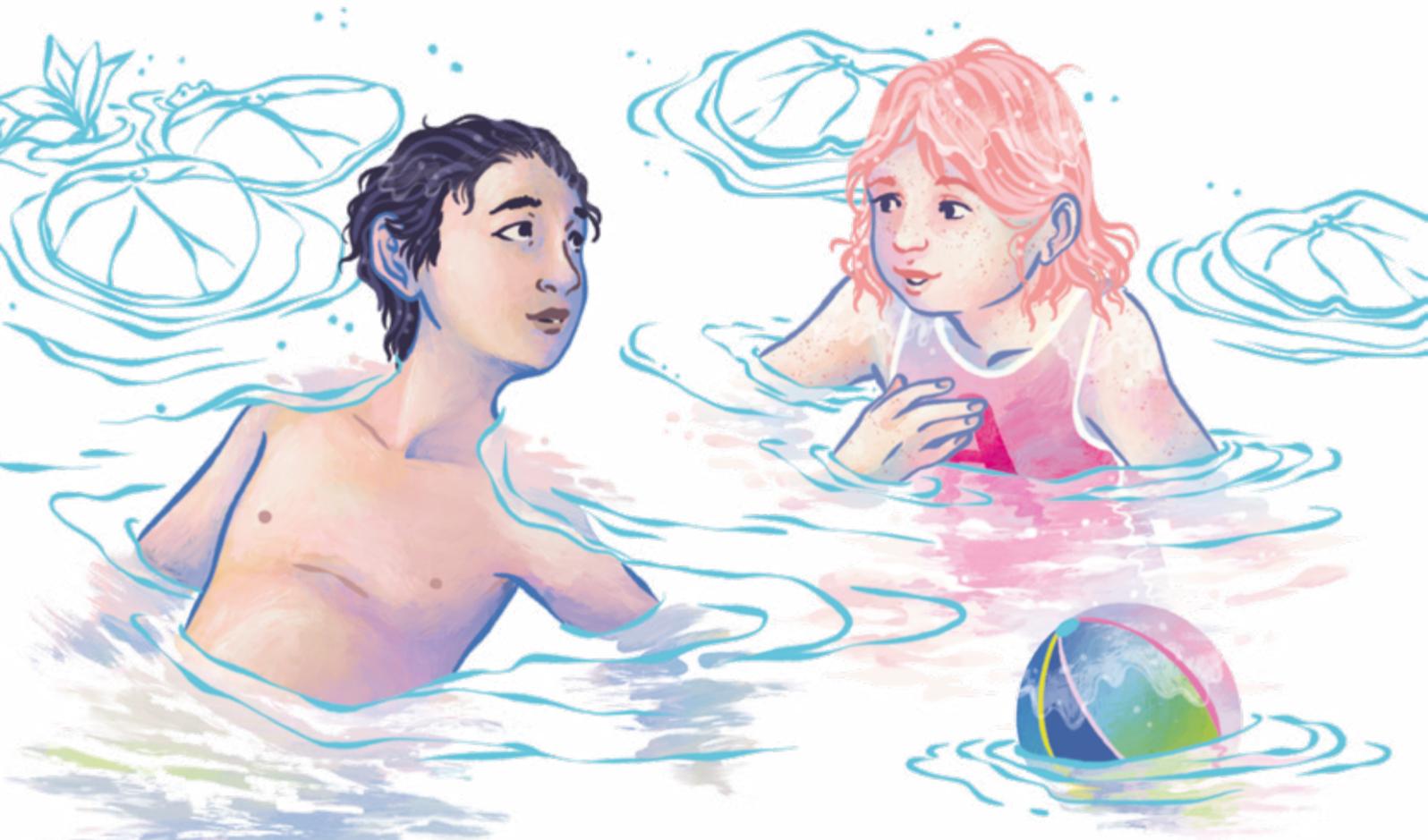
Die anderen warten schon auf mich. Leon deutet auf einen schmalen Pfad am Ufer, der mir vorher gar nicht aufgefallen war. „Da geht’s lang!“

Er stapft los, und wir traben hinterher. Leon hat wie selbstverständlich die Führung übernommen, gefolgt von Jo und Dennis. Ada und ich bilden die Nachhut.

„Was ist das eigentlich für ein Geheimplatz?“, frage ich sie von hinten.

Ada dreht sich kurz zu mir um und lächelt. „Abwarten! Wird dir gefallen!“

Der Pfad schlängelt sich jetzt aufwärts, kreuz und quer durchs Unterholz. Ich komme richtig ins Schwitzen. Ganz schön anstrengend diese Kraxelei! Puh, wie weit ist das denn noch?!



Der See ist seit einer ganzen Weile nicht mehr zu sehen. Aber plötzlich, nach einer scharfen Rechtskurve, liegt er wieder vor uns.

„Na, was sagst du?“ Ada deutet stolz auf das schmale Felsplateau unter uns.

Ich nicke anerkennend. Das ist wirklich ein richtig toller Geheimplatz! Der Felsvorsprung liegt in einer Art Bucht, umgeben von dicht bewachsenen Klippen. Deswegen ist die Stelle vom Campingplatz aus auch nicht zu sehen. Das gegenüberliegende Ufer scheint weit entfernt zu sein. Es ist, als ob der See uns ganz allein gehört. Als befänden wir uns wie Robinson irgendwo mitten in der Wildnis.

Leon nimmt einen Schluck aus der Wasserflasche, während Jo und Dennis eine Decke ausbreiten. Ada verteilt eine Runde Gummibärchen. Dann lassen wir uns auf der Felsplatte nieder und schauen hinunter aufs Wasser.

Eine Weile sagt keiner ein Wort. Stumm und zufrieden sitzen wir da und genießen den Ausblick. Nur das leise Zwitschern der Vögel ist zu hören.

Aber dann blickt Leon mich plötzlich unverwandt an. „Wie hoch schätzt du das hier?“

Ich zucke die Achseln. „Keine Ahnung! Zwei Meter? Höchstens drei.“

„Also nicht besonders hoch“, stellt Leon fest.

Irgendetwas an seinem Ton lässt mich aufhorchen. „Warum fragst du?“

Leon grinst. Ich ahne sein Grinsen mehr, als dass ich es sehe. Die Sonne blendet so stark, dass ich blinzeln muss.

„Also, nicht zu hoch, um runterzuspringen“, sagt Leon jetzt beiläufig.

Jo hat sich aufgesetzt. „Lass das doch!“, sagt er hastig zu Leon. „Bitte!“

Leons Grinsen wird breiter. „Nö, warum denn?“

Ich verstehe nicht. Was läuft hier?

„Wieso? Willst du da etwa runterspringen?“, frage ich Leon lachend.

„Nee“, er schüttelt den Kopf, macht eine kurze Pause. „Aber du.“

Ich höre abrupt auf zu lachen. Trotz der Nachmittagshitze fröstele ich plötzlich. „Spinnst du? Da unten im Wasser können



jede Menge spitzer Felsen sein oder so. Kann man doch von hier aus gar nicht sehen und außerdem –“

„Da unten ist alles bestens“, unterbricht mich Leon. Er lässt mich nicht aus den Augen, nimmt mich wie ein lästiges Insekt ins Visier.

Mann, was will der denn von mir?

„Und woher willst du das wissen?“

„Weil die anderen alle schon gesprungen sind, Schlau-meier!“, erklärt Leon ruhig.

Für einen Moment bin ich geplättet. „Wirklich?“, ächze ich. „Ihr seid alle da runtergesprungen?“ Ungläubig sehe ich Dennis, Jo und Ada an.

Aber keiner der drei antwortet mir. Dennis blickt aufs Wasser, als ginge ihn das alles nichts an. Jo dreht nervös seine Locken. Nur Ada reagiert mit einem stummen Nicken.

„Aber warum habt ihr das gemacht?“, frage ich.

„Warum wohl? Weil sie keine Memmen sind.“ Leon lacht. „Ist doch nur ein kleines Spielchen. Ist nichts dabei! Ein Spaß!“

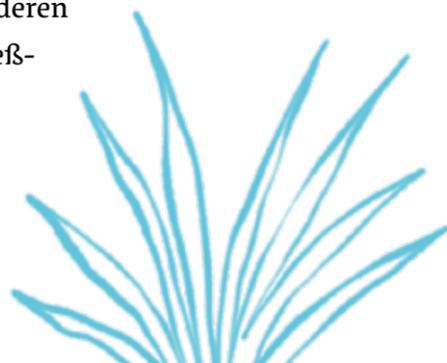
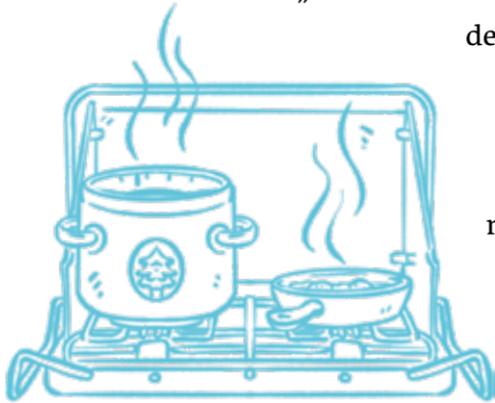
„Aber es ist doch ... gefährlich!“ Ich merke, wie hoch meine Stimme plötzlich ist. Hoch und ängstlich. Ich klinge wie der Jüngste von Mamas Schwester Nesrin.

„Man soll nicht in unbekannte Gewässer springen!“

Mist, jetzt höre ich mich an wie Papa!

„Man soll nicht in unbekannte Gewässer springen!“, öffnet Leon mich prompt nach. „So 'n Quatsch!“ Er macht eine wegwerfende Handbewegung. „Bisher ist noch keinem was passiert.“ Er sieht mich an. „Also, was ist? Springst du nun?“

Ich blicke auf das Wasser hinunter. Dunkelblau. Glitzernd. Undurchdringlich. Der Felsen bildet an dieser Stelle eine Art Bogen. Man muss weit hinausspringen, um ihn nicht zu streifen. Ich zögere. Aber, hey, was soll mir schon passieren? Es ist nur ein einziger Schritt nötig! Na gut, mit etwas Anlauf, aber dann ... ein einziger mutiger Schritt! Die anderen haben's doch auch geschafft! Und in Hamburg bin ich schließlich schon ein paarmal vom Dreier gesprungen.



Das war auch nicht weiter schlimm, oder? Stimmt.

Aber da wusste ich, was unter mir ist.

„Und wenn ich's nicht tue?“ Ich schaue Leon an, aber aus den Augenwinkeln beobachte ich Ada, die so konzentriert auf ihre nackten Füße blickt, als gäb's da irgendwas wahnsinnig Wichtiges zu entdecken. Sie hält mich bestimmt für feige, wenn ich mich jetzt nicht traue. Wenn ich kneife. Das wäre eine volle Blamage! Dann kann ich wahrscheinlich den Rest des Urlaubs hier allein rumhängen.

Ich hole tief Luft. Ich mach das jetzt einfach. Wird schon gut gehen.

Schon will ich aufspringen, um Leon mein Okay zu signalisieren, um es hinter mich zu bringen, als Ada plötzlich den Kopf hebt. Sie sieht mich unverwandt an. Wortlos. Aber ihr Blick sagt alles. Ihr Blick sagt ...

„NEIN!“

War ich das, der da gesprochen hat?

Muss wohl so sein, denn Leons Stimme klingt ungläubig, verduzt. „Nein? Was soll das heißen?“

Ich löse meine Augen von Adas Gesicht und sehe Leon jetzt direkt an.

„Nein heißt nein!“, wiederhole ich fest. „Ich werde nicht springen!

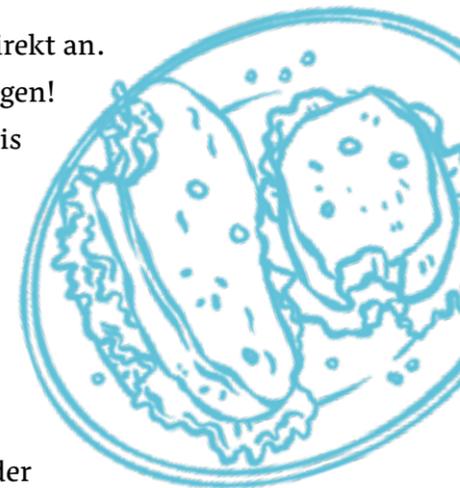
Weil es gefährlich ist und total bescheuert.“ Mein Herz klopft bis zum Hals. Wahrscheinlich klingt meine Stimme jetzt noch höher, kieksig. Na, wenn schon! Es ist mir egal! „Wann ich meinen Mut testen will, entscheide ich. Und sonst keiner. Du jedenfalls ganz bestimmt nicht.“

Ich stehe auf und wende mich zum Gehen. Hoffentlich finde ich den Weg zurück. Egal, bloß weg hier! Bevor ich mich auf solche dämlichen Mutproben einlasse, klettere ich lieber den Rest der Ferien jeden Tag mit Mama und Papa die Berge rauf und runter. Alles besser als –

„Warte, Dilan!“ Ada ist aufgestanden und schnappt sich ihre Gummibärchentüte. „Ich komme mit.“

Sie lächelt mir zu, und ich lächele zurück. Siegerlächeln.

„Halt! Wir wollen auch mit.“ Jetzt rappeln sich auch Jo und Dennis hoch,



ziehen dem verdutzten Leon die Decke unterm Hintern weg und rollen sie eilig zusammen.

„Hey, Leute, was soll das denn jetzt?!“, ruft Leon hinter uns her. „Das könnt ihr doch nicht machen!“

Und ob wir das können!

Ohne Leons leiser werdendes Schimpfen zu beachten, laufen wir zurück Richtung Campingplatz. Dennis, Jo, Ada und ich, hintereinander. Wir reden nicht viel. Ist auch nicht nötig. Der See glitzert im späten Nachmittagslicht. Etwas abseits der Badestelle lassen wir uns aufatmend in den Sand plumpsen.

Ich schaue noch mal zurück. Oh, wenn ich mich nicht irre, kommt dahinten auch Leon angetrabt. Soll er ruhig. Ich habe nix dagegen, solange er nicht wieder rumspinnt.

„Gummibärchen?“, fragt Ada.

Wir nicken und greifen zu. Einen Moment kauen wir schweigend.

„Das hätten wir schon viel früher machen sollen“, sagt Dennis. Und es ist klar, dass er nicht das Vertilgen der Gummibärchen meint.

Jo nickt und grinst leicht. „Manchmal braucht man eben ...“

„... jemanden wie Dilan“, sagt Ada.

Hey, sie wird ja sogar ein bisschen rot unter ihren tausend Sommersprossen!

Und ich fühle mich wie der König der Welt.

# Der Zauberbaobab von Illiassa

Ndey Bassine Jammeh-Siegel

## I.

Amina saß mit Zahara am Ufer des glitzernden Bao Bolon und spielte eine neue Melodie auf ihrer Kora. Die Kora war ihr Lieblingsinstrument. Obwohl sie erst zwölf Jahre alt war, war sie eine Meisterin auf der Kora. Wenn Amina ihre Finger über die Saiten gleiten ließ, vergaß sie alles um sich herum, sogar den nächsten Streich, das nächste große Abenteuer, nach dem sie sonst immerzu Ausschau hielt.

Aminas Musik erzählte nicht nur Geschichten, sie konnte die Menschen um sie herum regelrecht verzaubern.

„Oh, Amina, das klingt so schön!“, freute sich Zahara und klatschte fröhlich im Takt der Musik. Zahara war Aminas allerbeste Freundin. Mit ihren langen Zöpfen und den Augen, die wie Sterne in der Nacht glänzten, hatte sie etwas Magisches an sich. Was Amina aber ganz besonders an ihrer Freundin liebte, war ihre erstaunliche Gabe für Zauberei. Mit einem einzigen Lächeln erweckte sie Bilder aus ihrem Kopf für andere zum Leben. Wenn sie wollte, konnte sie die Blumen tanzen lassen und die Wolken in lustige Formen verwandeln.

Auf einmal hörte Zahara auf zu klatschen. „Guck mal, eine Elefantenherde!“, rief sie und rückte ein Stück näher an Amina heran. Einige Meter von ihnen entfernt stampften fünf Elefanten auf und ab.

Amina hörte augenblicklich auf zu spielen. Aber als die Musik aufhörte, blieben auch die Elefanten stehen. Da griff Amina wieder nach ihrer Kora. Sobald sie zu spielen begann, wackelten auch die Elefanten mit ihren dicken Hinterteilen.

„Sieht aus, als würden sie zu deiner Musik tanzen“, sagte Zahara.

„Ich glaube, du hast recht“, antwortete Amina, und ihre braunen Augen strahlten, denn sie witterte das nächste Abenteuer. „Komm mit, ich habe eine Idee!“ Amina lief in Richtung Illiassa, eine fröhliche Melodie auf ihrer Kora spielend.

Die Elefanten, fasziniert von der Musik, folgten Amina und Zahara. Sie trampelten fröhlich Richtung Dorf, vorneweg Amina, die Elefantenanführerin.

Als die Bewohnerinnen und Bewohner Illiassas Amina und die Elefantenherde kommen sahen, schauten einige überrascht aus ihren Häusern, während andere schreiend davonliefen. Mit lautem Trompeten stürmten die Elefanten durch das Dorf, wirbelten Staub auf und stießen mit ihren langen Rüsseln alle Wasserkrüge um. Ein paar stöberten sogar neugierig durch die Essenvorräte, schnappten sich Früchte und Blätter. Amina, Zahara und einige andere Kinder lachten und amüsierten sich über das Durcheinander.

Doch Aminos Mama Binta kam mit ernster Miene angelaufen. „Aminata Haddy Krubally!!! Was in aller Welt ist hier los?“, rief sie, und dass sie Aminos ganzen Namen benutzte, bedeutete Ärger, da wusste Amina Bescheid.

„Ma, die Elefanten fanden meine Kora-Melodie großartig und sind mir gefolgt. Dafür kann ich doch nichts“, verteidigte sich Amina, konnte aber ihr schiefes Grinsen nicht verbergen.

„Ja, Amina, das mag lustig für dich sein. Aber schau, was die Elefanten angerichtet haben.“

Amina sah die Kinder, die in den Wasserpfützen der umgefalle-



nen Krüge tanzten. Es war ein schöner und fröhlicher Anblick. Sie verstand den Ärger ihrer Mutter nicht.

„Ich habe jetzt keine Zeit dafür“, murmelte Binta mit einem enttäuschten Gesichtsausdruck. „Die Alkali hat zu einem Treffen am Bantaba gerufen“, sagte sie und lief eilig los.

## II.

Amina stutzte. Ihre Mutter war zwar kein großer Fan ihrer Streiche, aber sie konnte Amina trotzdem nie lange böse sein. Heute war das offensichtlich anders. Mama Binta wirkte ernsthaft besorgt. Gleichzeitig spürte Amina seit einiger Zeit, dass die Erwachsenen im Dorf unruhig waren.

Kinder durften eigentlich nicht zu den Treffen mitgehen, aber Amina hatte einen Plan: Sie band sich ein Tuch um den Kopf, damit sie niemand erkennen konnte, und schlich zum Bantaba.

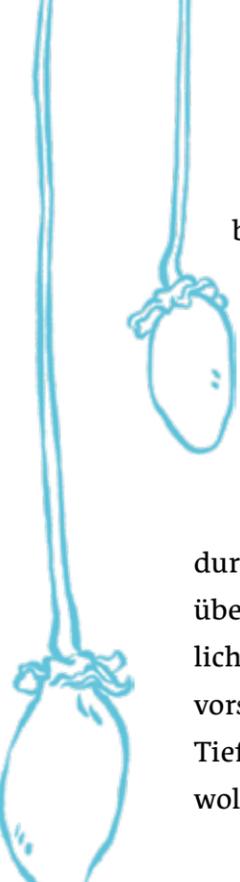
Als Amina dort ankam, begann ihr Herz schneller zu schlagen. Normalerweise kam die Dorfchefin nie direkt zur Sache, sondern legte

gerne ein paar Minuten für Begrüßungen ein. Heute jedoch war das anders, die Begrüßung ließ sie sogar komplett aus. Mit besorgter Miene erklärte die Alkali: „Liebe Freunde von Illiassa. Wie ihr wisst, stehen wir vor einem ernsthaften Problem. Der Klimawandel ist nun auch in unserem Dorf eingetroffen. Unser Fluss, unsere wichtigste Wasserquelle, droht auszutrocknen, die Dürre bedroht die Existenz unseres Dorfes.“ Die Alkali seufzte und fuhr fort: „Das bereitet mir große Sorgen, denn Illiassa kann ohne Wasser nicht überleben.“

Amina erschrak. Doch bevor sie ins Grübeln geraten konnte, brach ein lautes Gemurmel los, alle sprachen durcheinander.

Die Dorfbewohner diskutierten intensiv über verschiedene Ideen, wie sie Illiassa vor der drohenden Gefahr bewahren könnten.





Amina jedoch hörte nicht mehr zu, denn sie wurde von einem furchtbar schlechten Gewissen geplagt. *Und ich verschwende auch noch unsere letzten Wasservorräte*, dachte sie und verstand plötzlich, warum Mama Binta so verärgert gewesen war.

Besorgt trottete Amina nach Hause. Die Sonne malte den Himmel in warmen Farben, und der Duft von Hibiskusblüten lag in der Luft. Amina dachte über die Worte der Dorfchefin nach. Sie hatte von einer schweren Wahl und Wassernot gesprochen. Sie hatte gesagt, dass sie durch die Dürre ihre Heimat verlieren könnten. Aminas Blick schweifte über die grünen Hügel und farbenfrohen Felder. Sie machte sich plötzlich unheimlich viele Sorgen um Illiassa, denn sie konnte sich kaum vorstellen, wie ihr Dorf ohne ausreichend Wasser überleben sollte. Tief in ihr wurde der Gedanke stark, dass sie etwas unternehmen wollte, um ihrer Gemeinschaft zu helfen. Nur was?



### III.

Als Amina ans Flussufer kam und die Sonne auf dem Wasser glitzerte, durchfuhr sie plötzlich eine Erinnerung. Ihr fiel wieder ein, was ihre Großmutter ihr einst erzählt hatte.

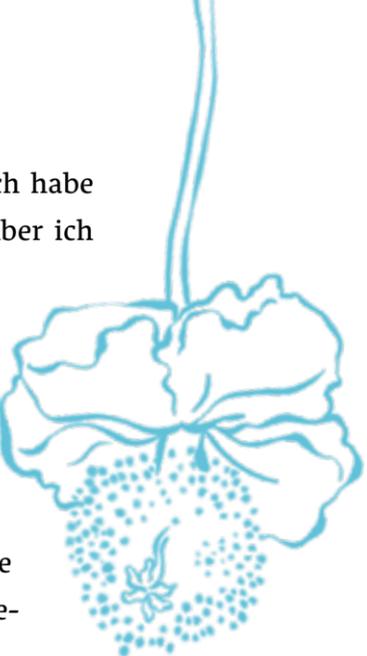
„Der Baobab“, sprach Amina laut aus. Ein Funke der Inspiration leuchtete in ihren Augen auf. „Was, wenn der Baobab Illiassa retten könnte?“

Amina versuchte, sich an das Gespräch mit ihrer Oma zu erinnern. Ihre Oma war fünf Jahre alt gewesen, als in ihrem Dorf eine Dürre ausbrach. Aus Angst wanderte die Familie aus und musste dabei einen Wald durchqueren. Dort entdeckten sie einen besonderen Baum, dessen weit ausladende Wurzeln ihnen als Schutz eine Art Höhle boten. Die Früchte des Baumes nutzten sie als Nahrung und Medizin. „Dieser besondere Baum war über tausend Jahre alt“, hatte ihre Oma damals gesagt. „Sein Stamm speicherte große Mengen Wasser. Das half ihm, in trockenen Zeiten zu überleben.“

„Kannst du mir den Baum mal zeigen, Oma?“, hatte Amina gefragt.



„Nein, mein Kind. Der Baum steht irgendwo mitten im Wald. Ich habe ihn seit jener Nacht nie wiedergefunden“, antwortete ihre Oma. „Aber ich bin mir ganz sicher, dass er noch da ist. Du wirst ihn eines Tages finden, mein Kind, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Ich kann es spüren.“



Amina erinnerte sich, wie sie gebannt der Erzählung ihrer Großmutter gelauscht hatte, und spürte den Zauber dieser Legende. Sie war nicht nur eine Geschichte, sondern auch Hoffnung.

„Ich muss diesen Baobab finden, wir müssen Illiassa retten“, sagte Amina laut zu sich, während sie zu Hause ihre Kora und ein paar getrocknete Jackfruits in ihren Rucksack packte.

*Vielleicht wäre ein Kompass nicht schlecht*, dachte sie am nächsten Morgen. Leise schlich sie ins Wohnzimmer, um ihre Mama nicht zu wecken. Amina ging zum Wohnzimmerregal und nahm den Kompass, den Binta dekorativ dort platziert hatte, heraus.

Auf dem Weg aus Illiassa traf Amina auf Zahara, die ebenfalls früh aufgestanden war, um mit ihr über die Neuigkeiten und Gefahren im Dorf zu sprechen.

„Wo willst du hin?“, fragte Zahara überrascht, als sie Amina sah.

„Ich bin auf der Suche nach dem Baobab“, antwortete Amina.

„Etwa der, der unsere Großeltern gerettet hat?“, fragte Zahara ehrfürchtig und zugleich freudig.

Amina nickte bestimmt.

„Na, dann sollten wir uns wohl beeilen.“

Amina lächelte zufrieden. Sie ahnte, dass dieses Abenteuer das wichtigste ihres Lebens werden würde, und sie war froh, ihre beste Freundin an ihrer Seite zu haben.



## IV.

Tief im Wald begannen Amina und Zahara ihre Suche nach dem Baobab. Die Sonnenstrahlen drangen durch das dichte Blätterdach und tauchten die Umgebung in ein warmes Licht.

„Ich fühle mich hier sehr wohl“, sagte Zahara und zauberte ein paar magische Kreise aus Sonnenlicht, während sie über einen moosbedeckten Pfad liefen. „Denkst du, wir werden diesen Baobab finden?“

Amina schaut entschlossen nach vorn. „Meine Großmutter hat gesagt, dass der Baum noch da ist, und die Zeit ist gekommen, ihn zu finden.“

Zahara lächelte und entdeckte einen leuchtenden Schmetterling. „Vielleicht ist dieser Wald wirklich magisch“, sagte sie und zauberte eine Illusion mit Hunderten von bunten Schmetterlingen, die in der Luft tanzten.

Plötzlich formten die Schmetterlinge einen Pfeil.

„Siehst du, was ich sehe?“, fragte Zahara ihre Freundin.

„Soll das ein Wegweiser sein?“ Die beiden Mädchen schauten sich verblüfft an. Dann folgten sie den Schmetterlingen immer weiter in den Wald hinein. Nach einer Weile liefen sie nicht mehr auf dem schmalen Pfad, sondern schlugen sich einen Weg mitten durch das Gestrüpp. Der Wald war immer dichter bewachsen, und es drang kaum noch Licht hinein.

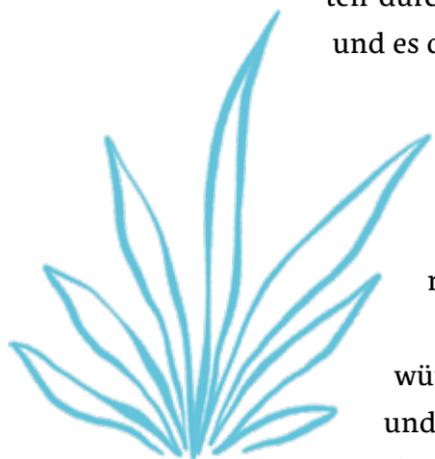
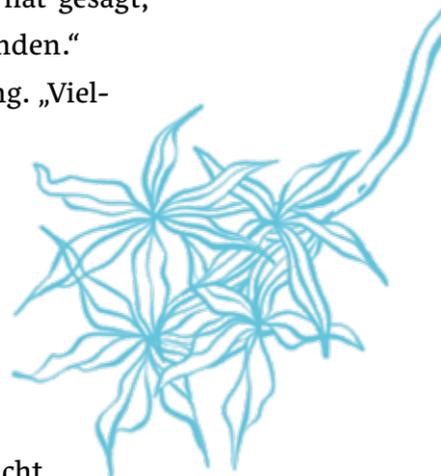
Auf einmal lösten sich die Schmetterlinge einer nach dem anderen in Luft auf.

„Halt! Stopp!“, rief Zahara, aber da waren die Schmetterlinge auch schon verschwunden. Die Mädchen standen verloren mitten im Wald.

Da hörte Amina eine sanfte Melodie. Es fühlte sich an, als würde sie durch den Wind zu ihr getragen. Sie folgten dem Klang und ... da stand er! Mitten auf einer Lichtung vor ihnen thronte der gigantische Baobab.

„Sieh nur, Amina!“, rief Zahara.

Angesichts des majestätischen Baumes verschlug es zur Abwechslung einmal Amina die Sprache.



Mittlerweile waren die Klänge nicht mehr leise. Nein, die Melodie drang klar und deutlich an ihre Ohren. Es war, als ob der Baobab selbst zu ihnen sprach.

„Ist das etwa der Baum?“, fragte Zahara aufgeregt.

„Shuuuu! Hör zu, was er uns zu sagen hat“, flüsterte Amina.

„Ihr seid gekommen, um Illiassa zu retten“, ertönte die Melodie. Die Klänge umschlossen die Mädchen wie eine schützende Aura. „Eure Liebe und Entschlossenheit haben euch zu mir geführt, und nun müsst ihr zwei Dinge tun, damit ich euch helfen kann.“

Amina und Zahara schauten sich an, dann wieder zum Baum.

„Okay“, antwortete Amina. „Was soll das sein?“

„An mir hängen zwei Zauberblüten, die nur durch eure Kraft des Einfaltstums zum Leben erweckt werden können. Ich schaffe es nicht und brauche hierfür eure Hilfe. Wenn ihr die Aufgabe löst, helfe auch ich euch“, sang der Baum.

Ohne Zeit zu verlieren, sprach Zahara voller Hoffnung einen Zauberspruch: „O leuchtende Kräfte der Savanne, entfesselt eure Macht! Afrikanum Spiritus!“

Doch es geschah nichts.

Also versuchte sie es mit einem anderen Zauberspruch. „Mystische Schleier der Natur, erhebt euch! Yendis A'sum!“

Doch wieder blieb jede magische Reaktion aus.

„Hmm, hat ihm wohl nicht gefallen“, überlegte Amina.

„Okay, dann schau mal her“, gab Zahara zurück. Mit einem tiefen Seufzen begann sie, mit ihren Händen in der Luft zu malen. Sie erzeugte eine Illusion, in der fröhliche Kinder in Wasserpfützen tanzten und dabei lachend herumspritzten, begleitet von Elefanten, die mit ihren Rüsseln elegante Bögen formten und Wasserfontänen sprühen ließen. Das Bild war so gigantisch und wunderschön, dass sich eine der beiden Blüten langsam zu öffnen begann.

Doch Amina bemerkte, dass es Zahara unheimlich viel Kraft kostete, die Illusion aufrechtzuerhalten. Sie zitterte am ganzen Körper.

„Zahara! Hör auf, wenn es dir zu viel wird“, rief Amina ihrer besten Freundin zu, während sie Zahara stützte.



Aber Zahara erzeugte weiter Bilder von Kindern, wie sie im Bao Bolon spielten und Spaß hatten.

Es knallte. Die fröhliche Atmosphäre hatte die Blüte komplett aufspringen lassen.

Jetzt war Amina an der Reihe. Sie nahm ihre Kora aus der Tasche, schob sich ihre langen orangefarbenen Locs über die Schulter und spielte eine Melodie, die sie noch nie zuvor gespielt hatte. Diese Melodie war so schön, dass die zweite Blüte sofort zu leuchten begann, und je weiter Amina spielte, desto mehr ging die Blüte auf.

Auch hier ertönte ein Knall, mit dem sich die Blüte ganz öffnete.

Amina und Zahara bewunderten die beiden prächtigen Blüten, nahmen sich in den Arm und hüpfen auf und ab. Sie lachten vor Freude und konnten sich kaum beruhigen.

„Ihr mutigen Mädchen, Illiassa wird durch eure Kraft und euren Einfallsreichtum gedeihen“, wisperte der Zauberbaobab. „Jetzt werde auch ich mich an meine Abmachung halten.“

Amina und Zahara fühlten, wie eine warme Energie sie durchströmte. Plötzlich kamen Unmengen von Wasser aus dem Baumstamm gesprudelt. Sie bedankten sich gerade noch rechtzeitig bei dem Zauberbaobab, bevor sie von einem riesigen Schwall Wasser erfasst wurden. Sie lachten und jauchzten, als der Strom sie bis mitten ins Dorf spülte.

So erreichte das Wasser aus dem Zauberbaobab Illiassa. Alle aus dem Dorf kamen aus ihren Häusern, um diesen Anblick zu feiern. Der Bao Bolon füllte sich wie schon lange nicht mehr, die Abendsonne spiegelte sich auf seiner Oberfläche.

Gestärkt durch die Magie des Zauberbaobabs, wurden Amina und Zahara an ihrem Lieblingsort am Flussufer des Bao Bolons vom ganzen Dorf zu den „Hüterinnen von Illiassa“ gekürt.





# Der störrische Stuffel

Kilian Leypold

„Ich geh nach Frankreich und hol dir eine Blume, einen Stern und einen Mond“, sagte das Mädchen zu mir und machte sich auf den Weg. Ich war heilfroh, als das Mädchen sagte: *Ich* geh nach Frankreich ... und nicht: *Wir* gehen ...

Denn mir gefällt es, wo ich bin, am allerallerbesten!

An der Zimmertür wirbelte das Mädchen noch einmal herum. „Willst du mitkommen, Stuffel? Ja?“

Ich schüttelte den Kopf: Nein, wollte ich nicht. Und ja: Mein Name ist Stuffel. Nicht Schnuffel und nicht Steffel, sondern Schnüffel, äh nein: Stuffel!

„Weißt du“, fuhr das Mädchen fort, „allein mit nur zwei Beinen kann ich nicht so weit. Wenn du mitkommst, haben wir sechs Beine.“

Ich schüttelte noch einmal heftig den Kopf.

„Außerdem“, sagte das Mädchen und riss die Augen auf, „ist es allein viel zu gefährlich in einem anderen Land, da gibt es vielleicht Bienen, die beißen.“

Eben, klingt doch schrecklich! Ich schüttelte den Kopf so heftig, dass er fast abgerissen wäre. Aber das hilft nie. Das Mädchen sieht es gar nicht. Sie ist einfach zu groß.

„Du kommst mit!“, rief sie, sprang auf mich zu, packte mich, und zusammen verließen wir das Zimmer. Und genau das mag ich nicht! Einfach irgendwohin mitgeschleppt werden. Ich will nicht in die Fremde und schon gar nicht nach Frankreich! Was soll einer wie ich dort? Und dann weißt du unterwegs nie, was kommt und wo es endet. Und meistens tropft es noch irgendwo. Hab ich gehört. Und wenn ich eines nicht leiden kann, dann Tropfen, die in mich einsickern und mich immer schwerer und schwerer machen. Scheußlich! Am liebsten bleib ich stehen oder liegen und mach keinen Schritt vor und keinen zurück.

„Wir gehen nach oben. Vielleicht geht's da ja nach Frankreich“, kicherte das Mädchen.

Nach oben, nach Frankreich. Wenn ich das schon höre – wenn da nicht dunkle Schatten auf uns lauerten! Die können überall in der Fremde lauern, genauso wie es dort jederzeit tropfen kann.

Aber davon wissen die Großen nichts. Deswegen hüpfte das Mädchen so lustig die Stufen hinauf, vorbei an gemusterten Wänden, schaurigen Bildern und einem Regenschirm, der groß und still in einer Ecke stand. Immer weiter weg von meiner Welt, unserem Zimmer, wo die anderen auf dem Bett lagen und dösten. Und ich? Ich war auf dem Weg nach Frankreich und noch viel schlimmer: nach oben!

Das Mädchen kletterte mit mir eine letzte steile Treppe hinauf und hielt dann keuchend vor einer Tür, die fast schwarz war vor Dreck. Mit einem leisen Knarren schwang die Tür auf, und wir standen in einem weiten Raum mit schrägen Wänden voller Dinge. Zwischen Truhen, Kisten, Kästen und Schränken standen Stangen, lagen Bretter, quollen irgendwo Betten und Bettzeug hervor, hingen Vorhänge, stapelten sich Bücher, Hüte und Schuhe. Auch ein Ball lag auf einem hohen länglichen Kasten – und zwischen allem tanzte der Staub zu einer unhörbaren Melodie. Licht fiel nur durch zwei Luken in der schrägen Wand. Ungeheuer viele Schatten waren hier, helle, dunkle und tiefschwarze. Vor denen musst du dich in Acht nehmen, denn da lauerten die Wölfe – das konnte ich spüren, und meine Flanken bebten.

„Auch ein bisschen unheimlich, gell, Stuffel“, sagte das Mädchen leise.



„Aber keine Angst, ich war schon mit meiner Mama hier. Das sind alles nur Sachen, die machen nichts.“

Von wegen! Gerade fremde oder sogar französische Dinge wollen auf keinen Fall einfach gepackt, ausprobiert oder angesprochen werden. Wer weiß, was dann passiert? Das ist eben das Schlimmste mit dem Fremden, dass du es nicht kennst.

Wir gingen ein paar Schritte, dann blieb das Mädchen wieder stehen. „Aber weißt du, was? Wir machen erst mal Musik, dann haben wir bestimmt keine Angst mehr.“ Es ging auf den seltsamen hohen Kasten zu und legte mich obendrauf neben den Ball. Ich hörte, wie an dem Kasten etwas hochgeklappt wurde, und kurz darauf erschollen tiefe Töne, hohe Töne, nacheinander, durcheinander, gleichzeitig – ein schrecklicher Lärm.

„Das ist die Fremde“, wimmerte ich vor mich hin. „Die fürchterliche, fürchterliche Fremde.“

„Blödsinn“, keuchte es da neben mir. „Das ist das Klavier.“

Es war der Ball. Er hatte nicht mehr besonders viel Luft und klang etwas kurzatmig. Ein Wunder, dass er überhaupt etwas sagte. Die meisten Dinge sind nicht sehr gesprächig, und wenn, dann erzählen sie stinklangweiliges Zeug.

„Ein Klavier?“, fragte ich.

„Ja, ein Klavier. Darauf kann man musizieren. Du hörst es ja gerade.“

In der Tat. Die Töne flogen uns nur so um die Ohren.

„Ich muss es ja wissen“, schnaufte der Ball. „Ich lieg hier nämlich schon eine Ewigkeit herum, und wenn überhaupt, dann spielt jemand auf dem Klavier, aber nie mit mir! Dabei bin ich doch ein Ball und möchte nichts anderes, als endlich mal wieder durch die Luft fliegen.“

In diesem Moment brach der Lärm ab. Ein Glück, wir hatten es überlebt. Ein Scharren war zu hören, etwas wurde geschoben oder gezogen, dann hörte ich das Mädchen keuchen und irgendwo hinaufklettern.



Kurz darauf erschien ihr Kopf neben uns. „Hast du gesehen, Stuffel“, rief es. „Hier oben kann man aufmachen und schauen, wo die Töne herkommen. Ich schau mal rein!“ Ich hatte nicht einmal Zeit, den Kopf zu schütteln, schon riss das Mädchen den Deckel, auf dem ich lag, nach oben, und der Ball und ich flogen in hohem Bogen durch die Luft.

„NEIN!“, schrie ich.

„JA!“, jauchzte der Ball.

Ich landete in einem großen schwarzen Schatten. Als sich der Staub wieder gelegt hatte, sah ich den Wolf.



Kleine gelbliche Augen, die mich regungslos anstarrten, dunkelbraunes borstiges Fell und ein Maul, so furchterregend, dass mein Herz – zum Glück hab ich keines – auf der Stelle aufgehört hätte zu schlagen: ein stumpfer Rüssel, aus dem seitlich zwei gewaltige weiße Hauer herausragten. Und dieses Schreckenshaupt schien direkt aus der Wand zu kommen.

„Tu mir nichts“, stotterte ich. „Ich hab in mir drin ein Eisenstück, da beißt du dir die Zähne aus.“

„So was wie dich hab ich noch nicht mal gefressen, als ich noch gefressen habe“, sagte der Wolf, blieb aber völlig regungslos. Er blinzelte nicht mal mit den heimtückischen Äuglein; fast als ob er wäre wie ich.

„Gut, gut ...“, stammelte ich. „Geht mir ganz ähnlich. Ich hatte überhaupt noch nie Lust, etwas zu fressen. Wozu auch? Es ist wohl nur eine dumme Angewohnheit der Lebewesen, sie kennen es halt nicht anders.“

„Es ist das Schönste, was es gibt“, brummte der Wolf. „Wenn ich nur an den Duft einer Trüffel denke, wird mir ganz schwindlig.“

„Trüffel?“, blökte ich. „Was ist das denn schon wieder?“

„Ein unterirdischer Pilz“, grunzte der Wolf. „Der Duft der Trüffel raubt dir den Verstand, und du fängst an, wie wild in der Erde zu scharren und zu graben, bis du sie hast.“

„Seit wann fressen Wölfe Pilze?“, fragte ich.

„Hältst du mich für einen Wolf?“, fragte der schreckliche Kopf und gab dann seltsam gackernde Grunzlaute von sich, etwa so: Ngrrr ngrrr ngrrr ngrrr.

„Ja“, flüsterte ich. „Du kommst aus dem schwarzen Schatten der Wand und bist fürchterlich.“





„Du auch“, prustete der Wolf. „Fürchterlich dumm! Ich bin kein Wolf, sondern ein Schwein. Ein Wildschwein! Genauer gesagt: der Kopf von einem Wildschwein.“

Jetzt sah ich es auch. Es war nur ein Kopf, der an der Wand hing.

„Was machst du hier?“ So ganz überzeugt war ich nicht. Vielleicht gab er sich nur als Wildschwein aus, würde gleich aus der Wand herausspringen und wäre doch ein ganzer Wolf.

„Ich verstaube“, brummte das Wildschwein.

„Und dein Rest“, fragte ich. „Wo ist der?“

„Der ist verschlungen, von diesen gefräßigen Franzosen.“

„Franzosen?“ Ich zuckte zusammen. „Ist das hier Frankreich?“

„Ngr ngr ngr ngr ...“ Wieder stieß das Schwein sein meckerndes Grunzen aus. „Frankreich, dass ich nicht lache“, schnaufte es. „Frankreich ist viel, viel schöner als alles, was du hier siehst, und weit, weit weg, jenseits der Grenze.“

„Woher willst du das wissen?“ Diesem wilden Schweinskopf traute ich nicht über den Weg.

„Weil ich von dort komme, du Knirps!“

„Stuppel, bitte schön, äh ... Stuffel, mein ich. Und was machst du hier, wenn es so weit weg ist und so schön?“

„Ich will nicht darüber reden“, sagte der Borstenkopf, und plötzlich kam mir ein Gedanke, der mein größtes Mitleid für das Ding, das einmal ein



Tier gewesen war, hervorrief: Er war ganz und gar in der Fremde und hing hier fest!

„Was ist denn so schön an Frankreich?“, fragte ich, um den Wildschweinkopf aufzuheitern. „Ich werde nämlich dorthin verschleppt.“

„Kannst du riechen?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Dann spar dir den Weg. Denn das Wunderbarste sind die Gerüche. Frankreich duftet! Nach feuchter Erde, modrigem Laub, wilden Erdbeeren, jungen Fichtentrieben, nach Würmern und Käfern die sich durch die Erde bohren, und irgendwo von ganz tief unten steigt dir der Trüffel in die Nase, während Lavendelschwaden über dir treiben und in der Ferne ein Esel schreit ...“

An dieser spannendsten Stelle der Wildschweinrede griff etwas nach mir und riss mich aus dem Schatten.

„Hier bist du also!“, rief das Mädchen. „Ich suche dich schon überall. Böser, böser Stuffel! Du bist ganz schmutzig.“ Ich wurde geklopft und geschüttelt. „Weißt du was? Ich glaube, Frankreich ist nicht oben, sondern draußen.“ Die Augen des Mädchens leuchteten. „Weit weg draußen. Und deshalb müssen wir hinausschleichen, ohne dass uns die Mama sieht.“

Ich nickte. Denn zum ersten Mal dachte ich: Am Ende ist Frankreich gar nicht so schlecht, am Ende gibt es dort ...

Ganz leise, mit klopfendem Herz – ich konnte das hören, weil mich das Mädchen an seine Brust presste – stiegen wir wieder ganz hinunter, schlichen dann auf Zehenspitzen eine graue Treppe hinauf und standen plötzlich im Freien.

Über uns wölbte sich ein düsterer Himmel, dessen Licht allmählich verblasste und über den schwere Wolken wie gewaltige Büffel zogen. Vor uns Gräser, Blumen, Büsche und ein gewaltiger Baum.

War das schon das duftende Frankreich, von dem das Wildschwein gesprochen hatte?

Hinter dem Baum erspähte ich einen Zaun aus Holzlatten. Für mich war er unüberwindlich, auch dem Mädchen musste er bis





Diese Frau war wirklich grausam! Aber damit nicht genug, denn jetzt trat auch noch das Schrecklichste ein. Das, was ich die ganze Zeit gefürchtet hatte, das jeden trifft, der so dumm ist, sich in die Fremde zu wagen: Es begann zu tropfen. Dick und schwer fiel Wasser vom Himmel – mitten in mich hinein!

Aber das Mädchen rettete mich. Es rannte mit mir zum Haus und setzte mich vor ein Fenster. Wunderbar trocken war es hier, und ich sah genau auf die Grenze, an der noch immer die Frau stand und schallend lachte.

„Ich bin gleich zurück aus Frankreich“, flüsterte das Mädchen und zog an der Schnur zwischen meinen Hinterbeinen. „Damit du dich nicht fürchtest im Dunkeln“, fügte es hinzu.

Und während die Töne der Einschlafmelodie wie kleine goldenen Blasen aus mir aufstiegen, verschwand das Mädchen mit seiner Mutter jenseits der Grenze.

„Och, ist das schön“, säuselte ein dünnes Stimmchen in meiner Nähe. Auf einer großen Blume unter dem Fenster saß ein Tierchen mit sechs Beinen und langen Fühlern.

„Wer bist du denn?“, fragte ich.

„Eine Grille“, sagte das Tierchen, hob ein Bein, strich damit an seinem Leib entlang, und es erklang ein Zirpen, das mit den Tönen aus meinem Bauch zu einer wunderschönen, einer grandiosen Musik wurde.

Ich hob den Blick und sah durch ein Loch in den Wolken einen strahlenden Punkt, über dem eine blasse silberne Sichel stand. Ein STERN, der MOND und die BLUME, auf der die Grille saß – es war alles da, was das Mädchen versprochen hatte!

Und während meine Töne immer weniger und leiser wurden, geigte die Grille etwas wilder und lauter, und ich wollte überhaupt nicht mehr weg. So schön war's auf einmal in der Fremde.

## Blauvogeltag

Andrea Karimé

Seit heute bin ich nicht mehr das unglücklichste Mädchen der Welt. Am Morgen hat es angefangen. In der Schule. Ich hab beschlossen: Ich spreche nie wieder ein deutsches Wort. Es war wegen *derdiedas*. Und wegen Mama, die einfach nicht nach Deutschland kommt.

Ich kann *derdiedas*, aber manchmal ist mein Kopf durcheinander. Heute Morgen hab ich deshalb aus Versehen *der Fee* statt *die Fee* gesagt. Jetzt ist es fast ein halbes Jahr, seit ich in Deutschland bin. Und ich weiß, dass es *die Fee* heißt, aber ich hab an Mama gedacht. Wie sie wartet. Mit der Reisetasche und mit Tamra. Sie wartet, dass sie nach Deutschland kommen kann. Onkel Fadi hat ihr Geld geschickt. Für das Visum. Aber es ist nicht angekommen.

An all das musste ich denken und hab „Der Fee“ gesagt.

Lachen. Ich hab es ja sofort verbessert, aber es war zu spät. Das Lachen war einfach im Klassenraum geblieben.

Haben alle gelacht? Ich weiß ich nicht. Das Lachen hat mich gebissen. Deshalb bin ich in der Pause zum Fluss gegangen. Die Lehrerin hat nicht gemerkt, dass ich meine Tasche mitgenommen hab. Ich dachte: *Jetzt spreche ich nur noch mit den Wellen. Und mit den Wolken.*

Ich hab den Wellen ein Gedicht aufgesagt.

„Der Fee, die Tee, das Klee,  
Tut's weh?

Ich spreche wie ein Schal,  
Der die das ist mir egal!“

Ich musste an Tamra denken. In der Nacht, in der alles schnell gehen musste, hab ich Tamra nicht gefunden. Ich hab geweint. „Tamra muss doch mit!“, hab ich gerufen.

Ich bin in ein Auto gestiegen. Mama hat gesagt: „Ich komme in zwei Tagen nach.“ Ich bin fünf Tage bin dem Auto gefahren und mit einem Freund von Onkel Fadi.

Dann hat sie angerufen. „Es dauert noch“, hat sie gesagt. Jeden Tag. Und dass sie Tamra schon eingepackt hat. In die Reisetasche.

Erzählt Mama Tamra überhaupt Geschichten? Sie denkt, Kuschelhunde können nicht hören. Aber sie tun es doch.

Oder warum war ich einfach nicht mehr traurig, wenn ich Tamra alles erzählt hab?

„Reisetasche, Reiseflasche, passt gut auf, dass ich nicht nasche.“

Mama hat gelacht. „Eines Tages werden dir die Reime noch das Leben retten“, hat sie gesagt.

Das war vor vier Monaten. Und jetzt ist Mama immer noch nicht da. Und ich kann schon deutsch. Ich trete gegen die Steine.

„Das Hund, die Mund, der Stund,  
Na und?

Ich fühl mich wie im Wal,  
Der die das ist mir egal.“

Ich wollte mein Brot aus der Tasche holen. Da steckte etwas. Ich wusste gleich, was das ist.

In meiner Klasse gibt es einen Jungen, der einen Verwandten von Tamra in der Schultasche hat. Ein klitzerkleiner, schwarzer Kuschelhund. Erst dachte ich, es wäre Tamra, aber das konnte ja nicht sein. Diese Minitamra hat



mich aus schönen Augen angeschaut. Aber ich musste schlucken. Ich schluckte fest und hielt den Atem an.

Ich holte die Minitamra aus meiner Tasche. Wie war sie in meine Schultasche gekommen? Selbst gehüpft? Konnte ja nicht sein.

Ich knutschte die Minitamra. Ich konnte nicht anders, ich erzählte ihr von Mama und von *derdiedas*.

„Mama will ja kommen, aber sie wartet noch auf eine Erlaubnis. Und die kostet Geld. Und ich muss immer noch warten. Warten-warten. In die Schule gehe ich jedenfalls nie mehr.“

Es funktionierte. Genau wie meine Tamra fraß Minitamra meine Traurigkeit.

Die Minitamra erzählte mir, dass Ben sie in meine Schultasche gesteckt hatte. Ich weiß, Kuscheltiere können nicht reden. Aber was ist, wenn doch?

Ich warf einen Stein ins Wasser. Plötzlich sahen wir was glitzern. Etwas Blaues. Am Ufer. Im Gebüsch. Minitamra und ich gingen näher ran und schauten, was das war.

Eine Konservendose. Die Dose war blau. Nur blau. Es stand nichts drauf. Der Deckel war aufgeklappt und scharf. Ich nahm die Dose in die Hand. Weil sie so blau leuchtete. Mir wurde warm, als wäre sie ein Ofen.

Da hörte ich Mamas Stimme in meinem Kopf. „Blau wie der Blauvogel!“, sagte sie.

Plötzlich sang ein Vogel hinter mir. Wir drehten uns um. Der Vogel war blau wie die Dose. Er flog über meinem Kopf.

„Hallo, Vogel“, rief ich.

Und auf einmal redete Mamas Geschichtenstimme wieder in meinem Kopf.

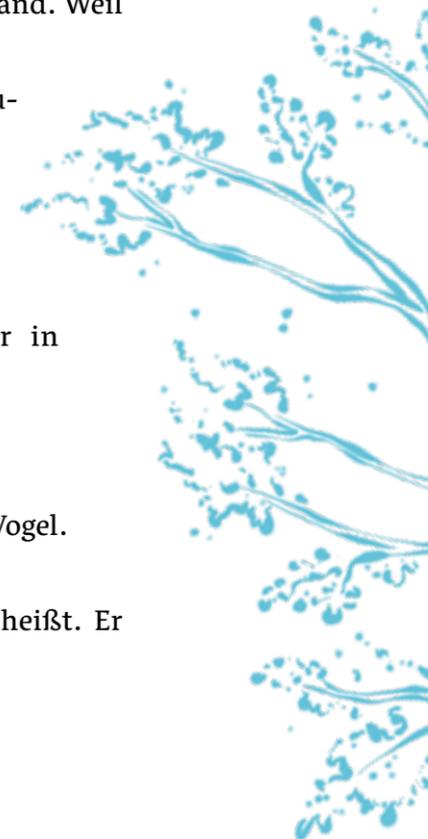
„Siehst du den Blauvogel, ist das Wunder nicht weit!“, sagte sie.

Mamas Geschichte vom Blauvogel. Ich kann sie auswendig.

„Bist du echt? Oder bist du Mamas Geschichte?“, fragte ich den Vogel.

„Echt natürlich!“, sagte Minitamra.

Der Vogel saß auf dem kahlen Ast dieses Baums, der Platane heißt. Er hatte ein paar silberne Federn.





„Bringst du mir ein Wunder?“, fragte ich ihn. Das Wunder musste Mama sein. Minitamra kicherte. Ich musste auch lachen.

Da zwitscherte der Vogel, und ich lachte noch mehr. Je lauter ich lachte, desto schöner sang der Vogel. Und dann erzählte ich Minitamra die Geschichte vom Blauvogel, die Mama immer erzählt hat.

Der Blauvogel lebte glücklich in einem Baum an einem Fluss mit vielen anderen Vögeln. Doch eines Tages wurde er von einem Vogelhändler gefangen. Er war verzweifelt, aber er hatte eine Idee, wie er sich retten konnte. Er hatte den Menschen zugehört, immer wieder, und deshalb konnte er ihre Sprache sprechen.

„Bitte lasst mich leben, ich mache euch zu einem reichen Mann!“, zwitscherte er.

„Einverstanden“, sagte der Vogelhändler „Aber wenn du lügst, rupfe ich dir die Federn!“

Die anderen Vögel, so dachte der Blauvogel, lachen mich gerade aus. Aber das stimmte nicht, das sollte er später erfahren.

Angebunden auf der Schulter des Vogelfängers kam der Vogel am nächsten Tag in einem Kaffeehaus an. Der Blauvogel hatte dem Vogelhändler genau gesagt, was er dort tun und sagen soll, damit er ein reicher Mann wurde.

„Um was wollen wir wetten, dass dieser Vogel sprechen kann?“, sagte der Vogelfänger also zu den Gästen.

„Zehn Goldstücke, dass der Vogel stumm ist wie eine Orange“, johlten die Männer.

„Hundert Goldstücke, dass dieser Vogel so viel spricht wie eine Mokkatasse!“, tönte der Kaffeehausbesitzer.

Ein Berg voll Gold lag auf dem Tisch, und dann begann der Vogel zu sprechen. Er erzählte eine Geschichte.

Die Männer waren baff.

Nach einer Stunde verließen Vogel und Fänger den Markt mit einem Sack voll Goldstücken.

Der Vogelfänger kaufte bald ein großes Schloss und einen goldenen Käfig



für den Blauvogel. Der konnte sich an Glanz und Glitzer gar nicht sattsehen. Die feinsten Speisen und die schönsten Blumen stellte der Vogelfänger ihm hinein. Der Vogel vergaß, wie er vorher gelebt hatte.

Jeden Tag kamen Menschen zum Schloss, um den sprechenden Vogel zu hören, und bezahlten dafür mit Goldstücken.

Eines Tages aber wurde der Vogel unglücklich. Der blaue Himmel, den er aus seinem Käfig sehen konnte, erinnerte ihn an freie Flüge und an seine Freunde. Er hörte auf zu sprechen.

Der Vogelfänger machte sich Sorgen. „Ich könnte in deine Heimat reisen und Früchte und Äste mitbringen, um dich aufzuheitern?“, schlug er vor.

Da dachte der Vogel, dass ein wenig Glück in den Käfig käme. Er sah die Vögel plötzlich vor sich. Im Baum. Er sah einen grünen, einen roten, einen weißen, einen schwarzen, einen orangefarbenen, einen gelben und einen grünen. Er erinnerte sich an diesen schrecklichen Tag. Und er sah plötzlich, wie es wirklich gewesen war: Diese Vögel hatten gar nicht gelacht, als der Vogelhändler ihn mitgenommen hatte. Sie hatten erschreckt geschrien und ihm helfen wollen.

Da sagte der Vogel zum Vogelhändler: „O ja, bringen Sie meinen Freunden eine Nachricht! Bitte sagen Sie: Dies ist der Gruß von Blauvogel aus einem goldenen Käfig!“

Der Vogelfänger notierte sich die komische Nachricht im Kopf.

Als er wieder zurückkam, packte der Vogelfänger schweigend die Früchte aus und schob dem Vogel die besten durch die Stäbe.

Doch der wollte nur eins wissen. „Was haben meine Freunde geantwortet?“

Der Vogelfänger erzählte langsam und stockend, was geschehen war. „Ich weiß nicht, wie es passieren konnte, aber kaum hatte ich die Nachricht ausgesprochen, begannen ein paar Vögel zu zittern. Und dann, nach und nach, fielen sie vom Baum. Ein grüner, ein roter, ein weißer und ein schwarzer, ein orangefarbener und ein gelber. Rund um den Baum am Boden lagen die bunten Vögel und bewegten sich



nicht mehr. Ich weiß nicht, warum. Ich habe nichts getan, das musst du mir glauben!“

Als der Vogel das hörte, verstand er die Nachricht, die ihm die Vögel schicken wollten.

Er begann heftig zu zittern. Er hörte auf zu atmen, fiel auf den Boden des Käfigs und bewegte sich nicht mehr.

„Nein!“, schrie der Vogelfänger. „Nicht du auch noch!“

Er öffnete die goldene Käfigtür, um den Vogel herauszuholen.

In diesem Moment erhob sich der Vogel und flog aus dem Käfig heraus. An der Hand des Vogelfängers vorbei. Hoch an die Zimmerdecke.

„Sie haben die Botschaft meiner Freunde gar nicht verstanden! Die sind nämlich nicht tot. Die haben das nur gespielt. Für mich! Und was Sie auch nicht verstanden haben: Ich gehöre nur mir allein!“

Er flog durchs offene Fenster hinaus. Und dann zu seinen Freunden, die ihn gerettet hatten.

Und seitdem passieren immer kleine Wunder, wenn der Blauvogel auftaucht.

„Das war die Geschichte vom Blauvogel!“, sagte ich zu Minitamra.

Mein Onkel stand plötzlich vor mir. Am Fluss. Der Blauvogel flog hoch in die Baumkrone.

Mein Onkel hatte sich Sorgen gemacht. „Deine Schule hat bei mir auf der Arbeit angerufen! Wieso bist du denn weggelaufen?“

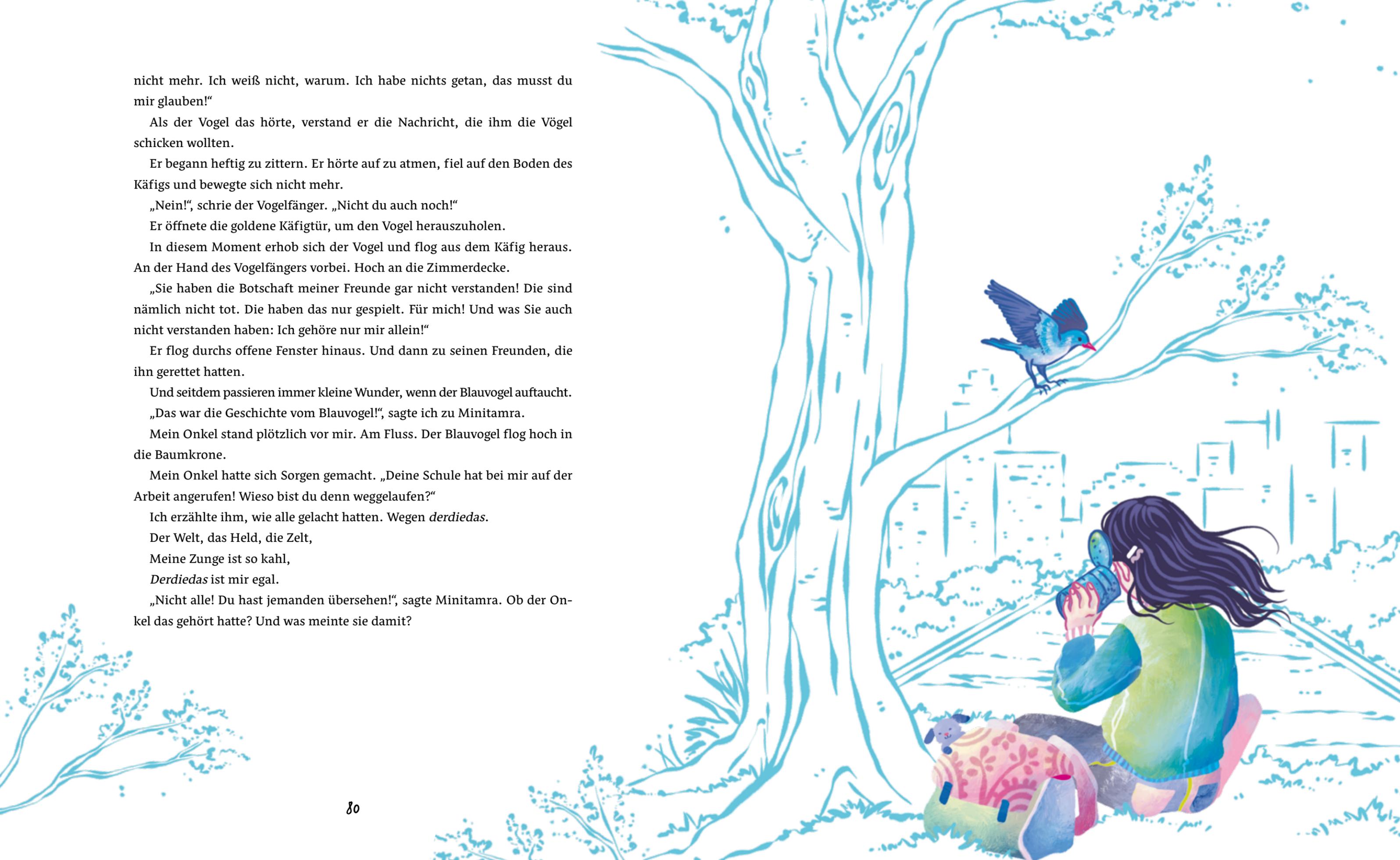
Ich erzählte ihm, wie alle gelacht hatten. Wegen *derdiedas*.

Der Welt, das Held, die Zelt,

Meine Zunge ist so kahl,

*Derdiedas* ist mir egal.

„Nicht alle! Du hast jemanden übersehen!“, sagte Minitamra. Ob der Onkel das gehört hatte? Und was meinte sie damit?



Er verschloss meine Schultasche und sagte: „Ich möchte mir um dich nicht auch noch Sorgen machen.“

Ich wollte dem Onkel den Blauvogel zeigen. Aber der war weg. Die Dose nahm ich mit.

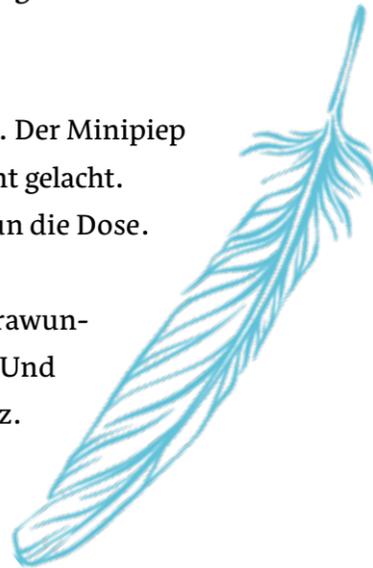
Zu Hause fand ich einen Brief in meinem Ranzen.

*Hallo, ich bin's, Ben, aus deiner Klasse. Mir tut's leid, dass die anderen gelacht haben. Meinen Kuschelhund leihe ich dich dir, solange du willst. Er heißt Minipiep. Dein Ben*

Ben, der Junge vom Tisch gegenüber. Dem Minitamra gehört. Der Minipiep heißt. Das war der Junge, den ich übersehen hatte. Er hatte nicht gelacht.

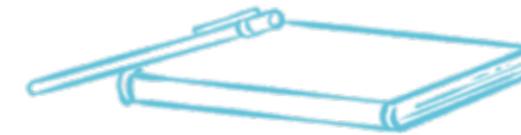
Auf meinem Nachttisch steht neben dem Foto von Mama nun die Dose. Ich habe sie sauber gemacht und den Brief reingesteckt.

Mit lauter schönen Wundern schlafe ich ein. Mit Minitamrawunder. Mit Benwunder. Mit Dosenwunder. Blauvogelwunder. Und mit Mamas Stimme im Kopf. Ich komme bald, mein Schatz. Mach dir keine Sorgen.



## Ein kalter Tag im Februar

Lisa Myroshnykova & Eva Dax



Es gibt eigentlich nur wenige Tage, von denen ich das Datum ganz genau weiß. Von meinem Geburtstag zum Beispiel. Oder von Weihnachten. Aber der 24. Februar 2022 ist für mich auch so ein Tag geworden. Meine Mama hat später gesagt, dass er unser Leben zerteilt hat, in ein „Davor“ und ein „Danach“ – und das finde ich auch.

Zu meiner Familie gehören Mama, Papa und mein Bruder Lev, der zwei Jahre älter ist als ich. Wir kommen aus einer Stadt, die Mykolajiw [sprich: Nikolajew] heißt. Das liegt in der Ukraine. Unsere Wohnung ist ganz in der Nähe des Zoos.

Ich war damals acht Jahre alt und wurde um fünf Uhr morgens davon wach, dass ich schreckliche Explosionen gehört habe. In unserer Küche hat Licht gebrannt, obwohl es ja fast noch Nacht war. Ich habe die leisen, etwas aufgeregten Stimmen meiner Eltern gehört. Da bin ich aus meinem Bett aufgestanden und zu ihnen gegangen. Ihre Gesichter waren ganz ernst. Mama hat mich auf ihren Schoß genommen, und Papa hat die ganze Zeit auf sein Handy geguckt und Nachrichten vorgelesen. Lev und ich haben nicht alles verstanden. Nur dass Russland, das Land neben uns, alle ukrainischen Gebäude be-



schießen würde, die dem Militär gehören. Mama hat uns erklärt, dass jetzt Krieg wäre.

Wir haben meinen Onkel Vitali angerufen, weil der Soldat ist, und wir dachten, dass er vielleicht mehr weiß. Er meinte, wir sollten sofort alle wichtigen Sachen zusammenpacken und wegfahren, raus aus der Stadt. Die Russen würden einen großen Angriff vorbereiten, mit ihrer Armee bei uns einmarschieren und vor allem die Städte bombardieren.

Mama, Papa, Lev und ich, wir sind dann zu unserem Ferienhaus gefahren, das auf dem Land liegt – „Datscha“ nennen wir das bei uns. Ich packte meine Mütze, Handschuhe und warme Pullover in meinen Rucksack.

Wir sind alle nach draußen gegangen, in die Kälte, und ich konnte sehen, dass auch viele unserer Nachbarn gerade ihre Häuser verlassen haben. Alle bepackt mit wenigen Sachen, genau wie wir.

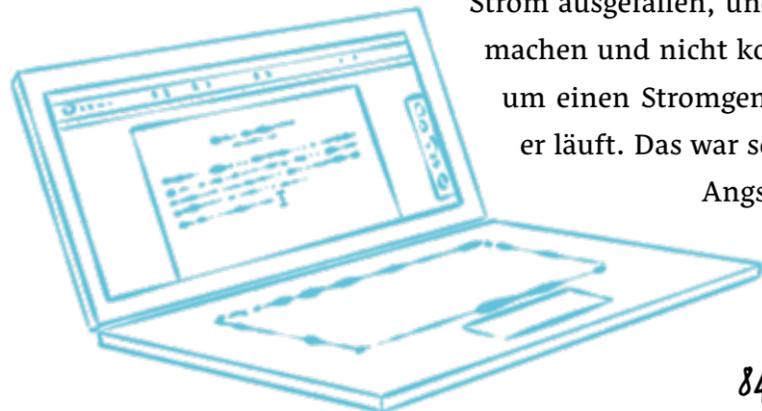
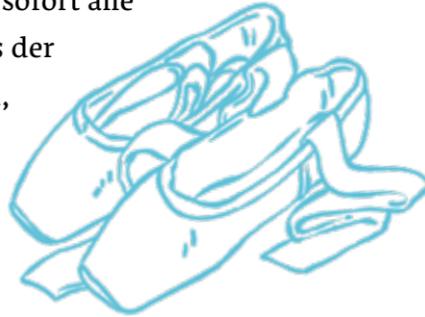
Mein Papa wollte noch tanken fahren, aber an den Tankstellen waren überall ganz lange Schlangen. Es waren so viele Autos und so viele Menschen auf den Straßen, mehr als ich je gesehen habe. Auf einmal habe ich große Angst gekriegt. Was, wenn eine Rakete da einschlagen würde, wo wir stehen?

Es ist wirklich so, wie Mama sagt: Unser Leben ist zerteilt in ein „Davor“ und ein „Danach“. Vor dem Krieg habe ich Ballett und Gymnastik gemacht, ich hatte Zeichenunterricht und habe oft an Wettbewerben und Aufführungen teilgenommen. Ich war ein glückliches Kind.

Und jetzt war auf einmal alles anders.

Ich habe an diesem Tag keine Schulglocke läuten hören und auch keine Kinder auf den Straßen, so wie sonst.

Als wir in unserer Datscha angekommen sind, war der Strom ausgefallen, und wir konnten die Heizung nicht anmachen und nicht kochen. Papa ist in die Stadt gefahren, um einen Stromgenerator zu kaufen und Benzin, damit er läuft. Das war sehr gefährlich, und wir hatten immer Angst, wenn Papa wieder neues Benzin holen musste.



Weil die anderen ja auch alle keinen Strom hatten, kamen die Nachbarn zu uns, wenn der Stromgenerator lief. Die meisten wollten ihre Handys aufladen, manche wollten auch duschen oder Trinkwasser holen. Einige davon kannten wir gar nicht, aber das machte nichts. Alle wollten sich helfen.

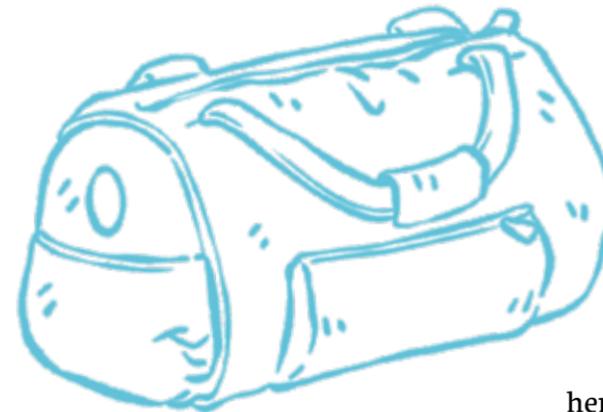
Am schlimmsten war es nachts, wenn die Russen geschossen haben. Wir sind dann immer runter in den Keller gegangen, damit wir oben alle Lichter ausmachen konnten. Das ist wichtig, damit die Russen keine Lichter sehen, die ihnen verraten, wo unsere Häuser stehen. Außerdem ist es im Keller sicherer, wenn Raketen einschlagen. Mama hat uns die ganze Zeit Märchen vorgelesen, damit wir nicht so viel Angst haben mussten.



Jeden Tag kamen die Russen ein Stück näher. Manche ihrer Raketen explodierten so nahe, dass ich sogar ihre Feuerscheine sehen konnte.

Nach fünf Tagen meinte Papa, dass Mama, Lev und ich wegfahren sollten, in ein Land ohne Krieg. Papa musste aber dableiben, denn die Ukraine braucht auch Leute, die sie verteidigen, hat er gesagt.

Wir wollten erst mal nach Moldawien fahren, das ist ein Land neben unserem. Meine Tante Lena und ihr Sohn, mein vierjähriger Cousin Serjoscha, sind auch mitgekommen. Aber schon weit vor der Grenze mussten wir anhalten, weil so viele Autos hintereinander auf der Straße standen. Wir haben die ganze Nacht gewartet – mit sechs Personen in einem Auto. Das war eng und kalt, wir haben gefroren, und mein kleiner Cousin hat die ganze Zeit geweint, weil er nach Hause wollte.

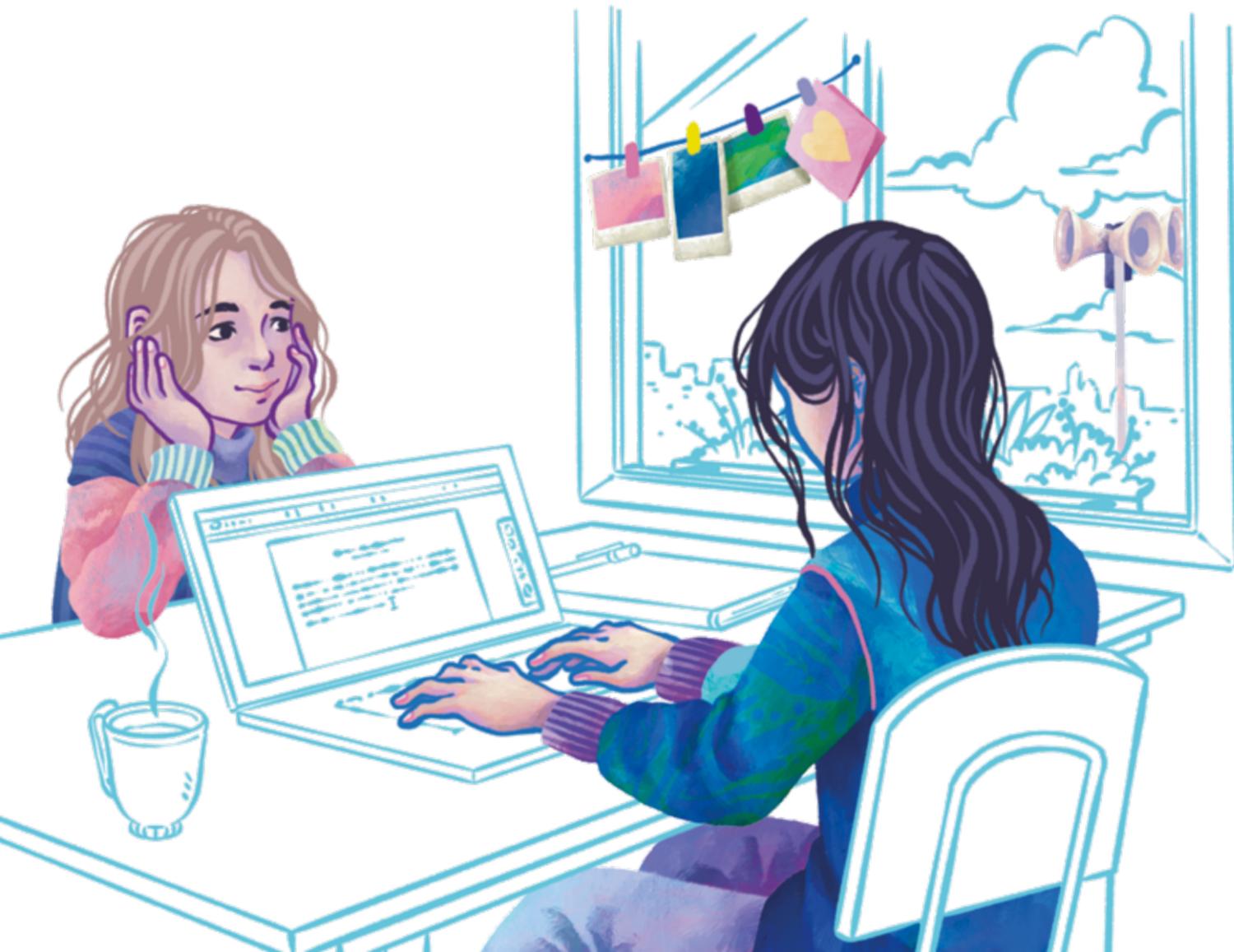


Irgendwann ist die Sonne aufgegangen, und wir waren noch überhaupt nicht weitergekommen. Da haben Mama und Papa und Lena entschieden, dass wir zu Fuß weitergehen. Die Abgase von den vielen stehenden Autos haben das Atmen für mich so schwer gemacht, dass ich das Gefühl hatte, jeden Moment ohnmächtig zu werden. Und der kleine Serjoscha weinte und quengelte, weil er nicht in seinem Kinderwagen sitzen wollte. Am Ende haben wir seinen Kinderwagen einfach am Straßenrand stehen lassen, und meine Tante hat ihn die restlichen fünf Kilometer getragen, obwohl sie noch dazu ihren schweren Rucksack auf dem Rücken hatte.

Als wir an der Grenze angekommen waren, mussten wir uns von Papa verabschieden. Das war so traurig, dass ich es gar nicht richtig beschreiben kann. Wir wussten ja nicht, ob wir uns wiedersehen würden.

In Moldawien haben uns ganz viele Menschen mit warmem Tee empfangen und uns belegte Brote gegeben. Manche der anderen Familien hatten ihre Haustiere dabei. Wir nicht, wir hatten Proscha und Mischa, unseren Papagei und unsere Ratte, bei Papa gelassen. Mama meinte, dass wir sie vielleicht irgendwann nachholen könnten.

Wir sind dann mit dem Bus weiter nach Deutschland gefahren. Der Fahrer hat ein paar Kindern erlaubt, ihre Katze mit in den Bus zu nehmen, so dass wir mit ihr spielen konnten. Die anderen Tiere mussten alle im Gepäckraum mitfahren.



Auch in Berlin waren wieder ganz viele Menschen am Bahnhof, die uns helfen wollten. Ich habe mich gewundert, weil die sogar Russisch sprechen konnten. Meine Muttersprache ist zwar Ukrainisch, aber ich verstehe Russisch sehr gut, weil viele Menschen in Mykolajiw beide Sprachen sprechen.

Die Leute haben uns gezeigt, wie wir Zugtickets für die Weiterfahrt nach Köln kaufen. Da wohnt Lenas Schwiegermutter Natalja, bei der wir ein paar Tage bleiben konnten. Sie lebt schon lange in Deutschland und kann die Sprache richtig gut. Deshalb konnte sie Mama auch mit den vielen Papieren helfen, die sie ausfüllen musste, damit wir in ein Flüchtlingslager umziehen konnten.

Ich wäre lieber bei Natalja geblieben, aber ihre Wohnung ist klein, und es kamen immer mehr Leute zu ihr. Sie hat ja nicht nur uns geholfen, sondern auch ganz vielen anderen Menschen aus der Ukraine.

Das Lager war in einer großen Industriehalle. Unser Raum hatte Wände an den Seiten, aber oben war er offen. Deshalb habe ich nachts im Bett alles von den anderen gehört: Wie sie schnarchen und sich unterhalten und die vielen kleinen Kinder, die geweint haben. Ich konnte da überhaupt nicht gut schlafen und wollte nur noch nach Hause.

Zum Glück haben wir dann eine Frau getroffen, die Schlafplätze in normalen Häusern vermittelt hat. Wir sind zu einer lieben deutschen Familie gekommen, die uns mit vielen Sachen geholfen hat: Mama hat einen Deutschkurs gefunden und Lev und ich einen Platz in einer Schule, und die Nachbarn der Familie, Matthias und Silke, haben ganz schnell eine Wohnung für uns eingerichtet. Sie hatte nur ein Schlafzimmer für uns alle drei, aber sie war hell und warm und gemütlich.

Im Garten hatten wir ein riesiges Trampolin, auf dem Lev und ich fast jeden Abend rumgehüpft sind. Manchmal kamen auch noch die Kinder von den Nachbarn dazu. Unser Haus war nah an einem Wald, und es gab schöne, große Seen – vieles hier hat uns an zu Hause erinnert.

Ganz in unserer Nähe war auch eine Ballettschule. Bei meiner ersten





Stunde hat die Leiterin der Schule zu Mama und mir gesagt, dass es bald eine große Aufführung geben würde und ob ich nicht mittanzen wollte. Das wollte ich natürlich! Obwohl ich nur zwei Unterrichtsstunden Zeit hatte zu üben, fiel es mir leicht und ich tanzte mit, auf einer großen Bühne in Bergisch Gladbach.



In der Ukraine ist der Ballettunterricht viel strenger. Ich hatte an drei Tagen in der Woche Training, manchmal zwei Stunden am Stück. Jede Bewegung mussten wir ganz genau ausführen und oft wiederholen. Unser Lehrer in Deutschland war nett und hat nichts Großes erwartet.

Dann kam der erste Tag an meiner neuen Schule. Ich lerne gerne, und in der Ukraine war ich eine gute Schülerin. Trotzdem war ich aufgeregt, denn ich wusste nicht, wie die anderen Kinder zu mir sein würden – ich konnte ja kein Deutsch. In meiner Klasse waren aber zum Glück zwei Mädchen, die Russisch konnten und mir die Gespräche der anderen übersetzt haben. Eins der beiden Mädchen war besonders nett und wurde sofort meine Freundin. Ihre Mutter stammte aus Russland, aber über den Krieg haben wir nie gesprochen. Wir haben immer nur gespielt. Mit dem anderen Mädchen habe ich mich auch gut verstanden, obwohl wir uns am Anfang einmal gestritten haben. Ihre Eltern waren beide aus Russland, und sie sagte zu mir, dass sie die Ukraine nicht mag, nur Russland. Das fand ich gemein, denn schließlich haben wir den Krieg nicht angefangen und wollen nur Frieden.

Obwohl ich viele Freundinnen fand, bin ich nicht gern zur Schule gegangen. Mir war im Unterricht langweilig, weil ich zuerst nicht alles verstanden habe, und ich hatte Heimweh nach meinen Freundinnen in Mykolajiw. Am Nachmittag habe ich deshalb auch noch am Onlineunterricht meiner ukrainischen Klasse teilgenommen.

Die deutsche Sprache verstand ich dann jeden Tag ein bisschen besser. Lev hat neue Freunde in einem Skatepark gefunden, und Mama hatte sich überlegt, dass sie vielleicht Busfahrerin werden könnte.

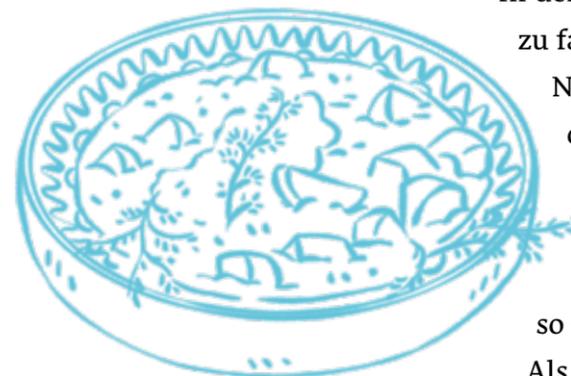
Im April ist meine Oma zu uns nach Deutschland gekommen. In ihrer Heimatstadt gab es nämlich keinen Strom mehr und auch kein Was-



ser, weil die Russen die Wasserrohre gesprengt hatten. Deshalb hat sie sich getraut, so weit zu reisen, obwohl sie schon alt ist und nur ein bisschen größer als ich. Sie hat auch Proscha und Mischa mitgebracht!

Nur Papa hat natürlich noch sehr gefehlt. Jeden Tag haben wir mit ihm telefoniert oder per Videoanruf mit ihm gesprochen. Manchmal hat er dabei im Keller gesessen, weil er oben wieder das Haus verdunkeln musste.

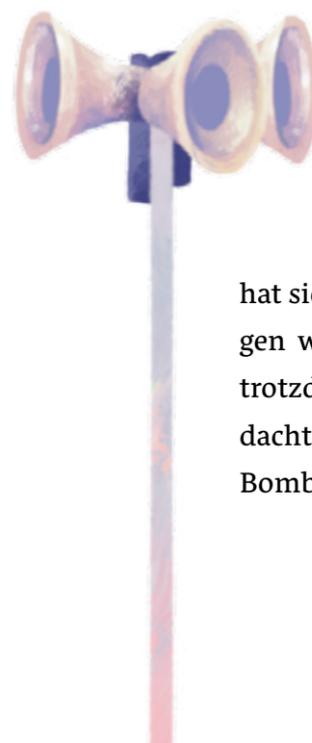
In den Sommerferien haben wir überlegt, in die Ukraine zu fahren, um Papa zu treffen. In der Stadt Lwiw, in der Nähe von Polen, gab es zu der Zeit kaum Angriffe, deshalb haben wir uns das getraut. Das waren die allerschönsten Ferien, trotz des Krieges! Wir sind durch die Stadt spaziert, haben ein Theater besucht, überall war was los, und wir waren so glücklich, dass wir wieder zusammen sein konnten.



Als wir wieder in Deutschland waren, haben wir immer die Nachrichten gelesen und gehofft, dass auch Mykolajiw nicht mehr bombardiert wird, damit wir bald wieder nach Hause können.

Meine Oma ging als Erste zurück, als die russischen Soldaten das Gebiet rund um Mykolajiw verlassen hatten. Es gab immer noch Angriffe, aber zu der Zeit waren es nicht mehr so viele.

Auch nach über einem Jahr hatte ich noch oft Heimweh. Mama hat dann immer mein Lieblingsessen gemacht – zum Beispiel Borschtsch oder „Salat Olivier“ –, und ich habe meine beste Freundin Mascha angerufen. Ihre Familie ist die ganze Zeit in Mykolajiw geblieben. Wir haben meistens per Videoanruf telefoniert, damit wir uns sehen und zusammen spielen oder malen konnten. Einmal hat sie mir erzählt, dass in der Nähe von ihrem Haus eine Rakete eingeschlagen war und sie alle im Keller übernachteten mussten. Mascha wollte aber trotzdem dableiben. Ich fand das sehr mutig von ihr. Aber nach einer Weile dachte ich, dass ich vielleicht auch so leben und keine Angst mehr vor den Bomben haben könnte.





Also habe ich angefangen, Mama und Papa zu überreden, dass wir nicht noch länger warten und auch zurückgehen. Zuerst fand Mama das zu gefährlich, aber mein Bruder und ich können sehr hartnäckig sein. Irgendwann waren meine Eltern einverstanden. Mama hat für uns alle Bustickets gekauft, uns bei der Schule abgemeldet und Matthias gesagt, dass wir im August ausziehen.

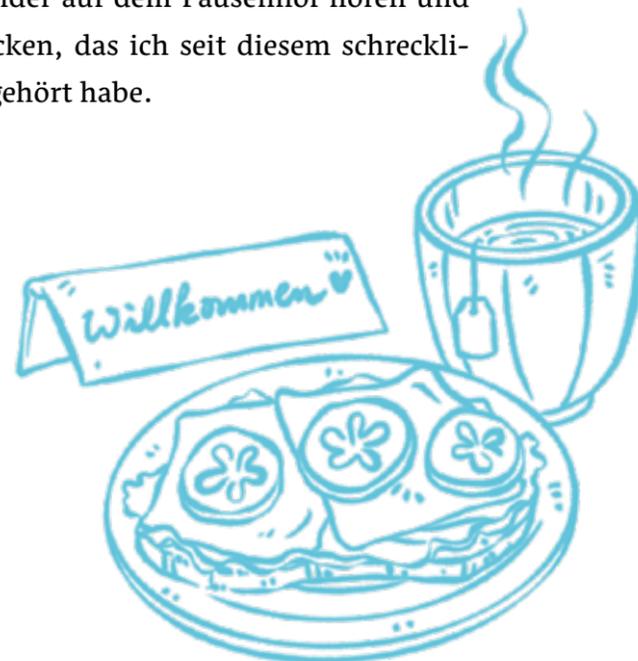
Da war ich auf einmal glücklich und traurig zugleich. Wir hatten ja auch in Deutschland viele Freunde gefunden – deutsche und ukrainische. Wir denken immer noch oft an sie.

Unsere Rückreise im Bus hat fast zwei Tage gedauert, aber dann stiegen wir aus – und da standen Oma und Papa am Bahnsteig und haben auf uns gewartet. Wir haben uns ganz fest gedrückt und alle vor Freude geweint.

Jetzt sitze ich mit Mama am Küchentisch in unserer Datscha, und wir schreiben diese Geschichte. Explosionen und Sirenen hören wir immer noch. Heute macht mich das aber eher sauer. Vor allem, wenn wir gerade Onlineunterricht haben. Der Lehrer unterbricht dann immer und bittet alle Kinder, sich an einem sicheren Ort zu verstecken.

In unserer Stadt wurden ein neues Kino, Indoorspielplätze und ein Schwimmbad eröffnet. Aber wenn die Sirenen heulen, müssen wir alle sofort in den nächsten Schutzraum gehen. Wir müssen sogar meine Ballettstunde unterbrechen, wenn der Alarm kommt.

Mein Traum ist, dass ich wieder ganz normal zur Schule gehen kann. Ich will an meinem Platz sitzen, andere Kinder auf dem Pausenhof hören und auch das fröhliche Läuten der Schulglocken, das ich seit diesem schrecklichen, kalten Tag im Februar nie wieder gehört habe.



## Ich sehe was ...

### Simak Büchel



„Mo? He, Mo, ich bin's!“

Als Mo durch die Luke im Boden des Baumhauses schaut, sieht sie im Schatten des Kirschbaums ihre beste Freundin stehen. Queeny hat den Kopf in den Nacken gelegt und trägt einen Stoffbeutel über der Schulter.

„Hi, Queeny, wie cool.“ Mo lässt das Kletterseil runter und blickt sich um. „Was ist mit Jeva? Kommt sie noch?“ Ausgerechnet die dritte Freundin im Bunde fehlt.

Queeny schüttelt den Kopf. „Nee.“

Sie greift nach dem baumelnden Seil, um die Knoten emporzuklettern. Schließlich packt Mo nach ihrem Arm und zieht sie ins Baumhaus. „Hab fünfmal geklingelt und dann mit ihrer Mama gesprochen. Jeva geht's nicht gut. Sie mag nicht raus, weint die ganze Zeit, sagt sie.“

Seit zwei Wochen fehlt Jeva in der Schule. Ihre Lehrerin hat der Klasse erklärt, dass wohl alles zu viel war für das Mädchen, die Flucht aus der Ukraine und der Krieg.

„O Mann ...“ Mo lässt sich auf den Boden plumpsen. „Dann müssen wir ohne sie den Hund schnappen.“



Queeny nickt langsam und fischt aus ihrem Stoffbeutel ein in Alufolie gewickeltes Päckchen. Als sie die Folie zurückschlägt, kommt ein duftendes Bananenbrot zum Vorschein. „Hab ich Mama gemopst.“ Sie reicht Mo ein Stück, das diese mit leuchtenden Augen nimmt und hineinbeißt.

„Boah, ist das lecker.“ Mo rückt wieder zu ihrem alten Beobachtungsplatz am Fenster. Das Baumhaus ist ihr Geheimversteck. Von hier hat man einen Teil der Nachbarsgärten und sogar die Erdgeschosswohnung von Jevas Familie im Blick.

Queeny kauert sich neben die Freundin und schaut zum Kinderzimmer hinüber.

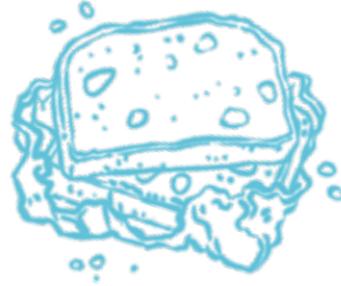
„Leider nichts Neues“, murmelt Mo.

Queenys Stirn kräuselt sich, dann wischt sie sich einen Krümel vom Kinn. „Keine Spur vom schwarzen Hund?“ Queeny kneift die Augen zusammen.

„Nichts“, bestätigt Mo. Tatsächlich ist weit und breit kein Hinweis auf den geheimnisvollen Hund zu sehen. Weder ein Ohr noch ein verräterischer Pfotenabdruck. Im Erdgeschoss sind die Vorhänge halb zugezogen, durch den Spalt ist ein zerwühltes Kinderbett zu erkennen. Unter den Laken lugt ein Fuß hervor.

„Jeva schläft“, erklärt Queeny mit matter Stimme. „Ihre Mama sagt, sie schläft eigentlich immer.“ Dabei ist es fast Mittag. An einem sonnigen Samstag. Schwärme von Mücken tanzen über der Veranda. Plötzlich ertönt dumpfes Gebell. Ob das der schwarze Hund ist? Die Freundinnen wechseln aufgeregte Blicke, doch sofort sinken Mos Mundwinkel wieder herab. „Nee du, das kommt aus Huldas Garten.“ Enttäuscht zeigt sie Richtung Nachbarn und sackt in sich zusammen. Seit einer halben Stunde sitzt sie schon hier, in luftiger Höhe – und ohne Jevas schwarzen Hund auch nur einmal zu Gesicht bekommen zu haben.

„Bist du dir sicher, dass du deinen Papa richtig verstanden hast?“, Queeny beugt sich so weit vor, dass sie zwischen den Zweigen rechts über die Gärten schauen kann, vorbei an Opa Muffes verwildertem Grundstück bis zum Zaun, der Hulda van Harts Doodel-Zucht umsäumt. Tatsächlich kommt das Bellen von dort.



Nervös kratzt sich Mo auf der Nase und schluckt. „Ganz sicher, Queeny. Papa sagt“, sie stockt, „er sagt, Churchills schwarzer Hund macht Jeva so traurig und ... der ist, na ja, ich glaub, dass ihn nicht jeder sehen kann.“ Mo wird immer leiser. Sie spürt, wie heiß ihre Ohren auf einmal sind. Ein Prickeln lässt ihre Kopfhaut jucken. Was soll sie nur machen, wenn ihr nicht mal die beste Freundin glaubt?

„Un-sicht-bar?“ Queeny betont jede Silbe, formt sie sorgfältig mit den Lippen, damit überall Erdbeer-Lipgloss drankommt.

Mo nickt.

„Und woher weiß dein Papa, dass er schwarz ist?“

„Er ...“ Mo spürt, wie Tränen in ihr aufsteigen. Sie weiß es doch auch nicht. Alles, was sie mitbekommen hat, als sie gestern ein Gespräch ihrer Eltern belauschte, war, dass ein schwarzer Hund Jeva traurig macht. Churchills Hund. Wer auch immer das sein mag. Jedenfalls macht er sie so traurig, dass sie seit Wochen nicht mehr zur Schule kommt. So traurig, dass sie nicht einmal aufstehen mag. Seitdem der Hund da ist, wirkt sie bei Mos Besuchen immer irgendwie hohl und zerbrechlich, wie eine mit Dunkelheit gefüllte Christbaumkugel. „Er ...“ Schon rollt Mo eine Träne die Wange hinab.

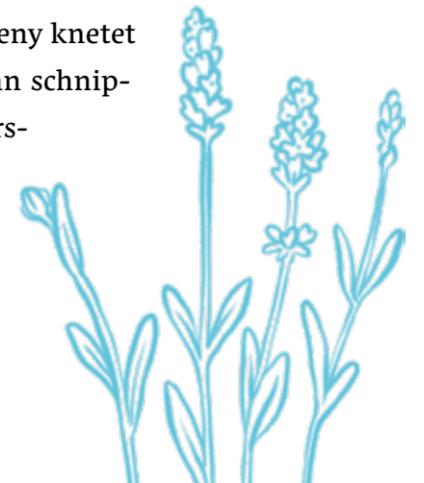
„He, nein!“ Queeny beugt sich zu ihr und streicht Mo eine braune Strähne aus der Stirn. „Wein doch nicht! Ich glaub dir ja!“

Trotzig wischt sich Mo mit dem Ärmel übers Gesicht.

„Vielleicht ...“ Queeny legt ihre dunkle Hand auf Mos zitternde, helle. „Vielleicht ist es wie beim Osterhasen und dem Weihnachtsmann“, schlägt sie vor. „Oder der Zahnfee! Die kann auch nicht jeder sehen.“

Mo hebt verzagt den Blick, sie überlegt. „Stimmt, die sieht man auch nicht und trotzdem ...“

„Und trotzdem bringen sie Geschenke, lassen was da!“ Queeny knetet ihre Unterlippe, zieht sie ein Stückchen vor und lässt sie dann schnippen. „Du, ich frag mich langsam, ob der schwarze Hund andersrum funktioniert. Wie so 'n Anti-Osterhase. Könnte doch sein, dass er Traurigkeit dalässt und keine Eier.“



Mos Gesicht hellt sich auf. „Vielleicht will der das gar nicht. Stell dir mal vor, der ist irgendwo weggelaufen und findet nicht mehr nach Hause. Papa meint ja, dass es Churchills Hund ist! Seit Wochen hockt er bei Jeva im Zimmer, will aber zu Churchill zurück. Deswegen kann sie auch gar nicht mehr lachen und draußen spielen“, schlägt Mo vor.

„Wie kommt’s denn, dass sonst niemand vom schwarzen Hund weiß? Den Osterhasen kennt schließlich jeder“, behauptet Queeny. „Sogar dein Papa hat nur geflüstert!“

„Vielleicht schämen sie sich ...“

„Oder er stinkt.“

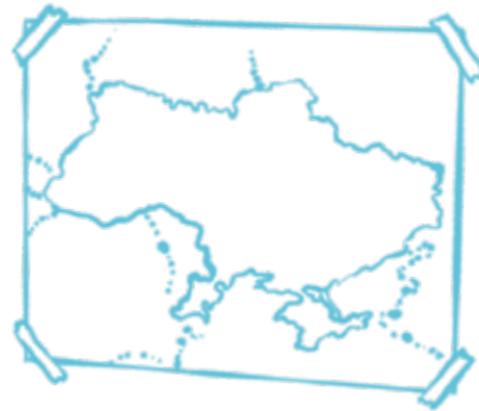
Mo schüttelt den Kopf. „Ne, hätte ich gemerkt, hab ihr doch Freitag die Hausaufgaben gebracht. Und was machen wir jetzt?“

Queeny spielt mit den Enden der Cornrow-Zöpfe, die von ihrem Nacken abstehen. „Wir könnten versuchen, den Hund von Jeva wegzulocken. Damit er zu Churchill zurückrennen kann. Erst mal raus aus dem Kinderzimmer, ab in den Garten. Vielleicht verschwindet dann auch die Traurigkeit.“

„Hm.“ Mos Gesicht sieht aus, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. Sie legt den Kopf schräg, bis sie Queenys Idee von allen Seiten betrachtet hat. „Meinst du, das klappt? Womit lockt man denn unsichtbare, schwarze Hunde an?“

In diesem Moment geht eine Tür im Nachbarhaus auf, und lautes Bellen ist zu hören. Mo und Queeny starren sich an. „Natürlich!“ Mo klatscht in die Hände. „Wir fragen Hulda!“

In Windeseile rutschen die Mädchen das Kletterseil hinab und lassen sich ins warme Gras plumpsen. Dann huschen sie durch Monikas Garten bis zu den Büschen, die das Grundstück von Opa Muffes Wildnis trennen. Gackern ist zu hören. Etwas hämmert und knirscht. Als die beiden durch den Holunder preschen, flattern vier braune Hühner auseinander. Vor sich sehen die Mädchen einen kleinen, dicken Wikinger mit geflochtenem Bart. Opa Muffe beugt sich über einen Solarofen, an dem



er mit Hingabe werkelt. Vor Schreck zuckt er zusammen, lässt einen Hammer fallen und lacht. „Hallo, Monika, und hey, Queeny! Wohin des Wegs, die Damen?“ Seine Augen blitzen vor Schalk.

„Hallo, Muffe!“ Queeny winkt im Vorbeisausen. „Spezialauftrag! Keine Zeit! Supereilig! Wir müssen Hulda etwas fragen.“

Und schon sind die beiden weiter.

Muffe streicht sich amüsiert die Bartzöpfe glatt. „Hul-da!“, ruft der Wikingeropa Richtung Zaun. „Hey, Hulda, du bekommst hohen Besuch!“

Einen Garten weiter stoppen Mo und Queeny vor dem Tor mit Maschendrahtzaun. Dahinter toben acht milchkaffeebraune Hundewelpen über die Wiese, klettern an ihrer Mutter hoch und purzeln übereinander. Mitten im Welpengewusel sitzt Hulda van Hart, eine vornehme Dame im Tweed-Anzug, mit kurz geschnittenen grauen Haaren und dicken Tränensäcken unter den Augen.

„Kommt rein, Kinder, aber schließt das Tor hinter euch! Sonst gehen mir die Racker stiften.“ Sie winkt.

Opa Muffe stapft hindrein und legt seine Hände auf das Tor, nachdem die Mädchen durchgewitscht sind.

„Was kann ich für euch tun, Kinder?“, fragt Hulda.

„Wir haben da eine Frage! Nämlich! Womit kann man am besten einen Hund anlocken?“, platzt es aus Mo heraus.

„Er ist unsichtbar, Hulda, und schwarz, und Jeva macht er traurig“, ergänzt Queeny außer Atem. „Wahrscheinlich ist er Churchill abgehauen. Deshalb!“

Die Erwachsenen wechseln einen verblüfften Blick. „Churchill abgehauen? Und der schwarze Hund macht Jeva traurig? Ist das nicht das Mädchen aus Hausnummer 10? Hm, das klingt wirklich ernst und nach einem Spezialauftrag, der keine Verzögerung duldet.“ Muffe kratzt sich hinterm Ohr. „Also ich würd’s mit Hundekexen probieren“, schlägt er vor.

„Ausgezeichneter Rat, lieber Muffe“, seufzt Hulda. „Kex mit einem Klecks Leberwurst drauf, damit lockt man jeden Hund hinterm Sofa hervor. Unsichtbar oder



nicht. Schaut mal da drüben, Kinder, auf dem Gartentisch liegt eine Packung.“ Sie zwinkert. „Die schenke ich euch.“

„Und die Leberwurst besorge ich!“ Muffe verschwindet in seinem Haus. So schnell haben Mo und Queeny nicht mit Hilfe gerechnet. Überraschelt stehen sie da und lassen sich von den Welpen umtollen. Ein winziger Rüde kaut seelenruhig auf Mos Schnürsenkeln herum.

„O nein, sind die süß.“ Mo geht das Herz auf, als sie sich hinabbeugt und den Wuschel hinter den Ohren kraut. Er hüpfet um sie herum und stolpert über seine Pfoten. „So einen sollte Jeva haben! Da kann man doch gar nicht mehr traurig sein.“

In Mos Rücken tippt sich Hulda bedeutungsvoll mit dem Finger gegen die Nase, aber das sehen die Mädchen nicht. Beide sind hingerissen von dem Knäuel und bemerken nicht einmal, wie Opa Muffe mit einer halben Leberwurst auf der anderen Zaunseite erscheint.

„Hier bitte, die Damen, feine Leberwurst, Topqualität für spezielle Spezialaufträge“, sagt er.

„Danke, Muffe! Danke, Hulda!“ Und schon sind sie wieder verschwunden.

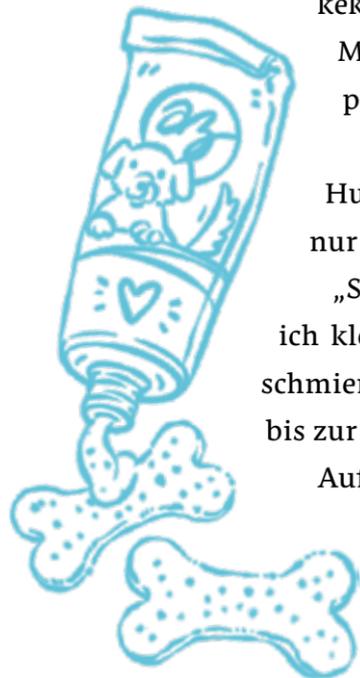
Mo und Queeny bemerken nicht, wie die alten Nachbarn am Zaun ihre Köpfe zusammenstecken und zu tuscheln beginnen. Über englische Politiker und große Traurigkeit.

Nein, der Plan erfordert ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Hundekexse poltern in der Pappschachtel, und die Leberwurst müffelt, als Mo mit Queeny die Pfade langsaust, durch die Holunderbüsche pest, bis sie wieder im Schatten des Kirschbaums stehen.

„Du, Mo, wir legen eine Spur! So locken wir den schwarzen Hund aus der Wohnung raus in den Garten. Wie im Märchen, nur andersrum“, prustet Queeny.

„Super Idee!“, strahlt Mo. „Gib mir mal ein paar Hundekexse, ich kleckse die Wurst drauf.“ Minuten sind die Mädchen beschäftigt, schmieren Leberwurst auf Kekse und legen eine Spur, vom Kirschbaum bis zur Gartentür von Jevas Wohnung.

Auf der Terrasse sitzt Jevas Mutter in der Sonne und pustet in eine Tasse.



„Hallo, wir ... wir wollen zu Jeva“, sagt Mo und versucht ein entschuldigendes Lächeln.

„Jeva? Schläft“, sagt die Mutter ihrer Freundin. Ihr Gesicht wirkt blass und ausdruckslos, als habe sie zu wenig geschlafen. „Mag nicht raus. Wozu Kekse?“

„Dürfen wir was probieren?“ Queeny hält die Schachtel hoch und deutet auf die Kekspur, die direkt vor Jevas Mutter endet. „Bitte!“ Als die mit den Schultern zuckt, drückt Queeny leise die Tür auf und winkt Mo, ihr zu folgen. Kekse für Kekse wird ausgelegt, an Jevas Mutter vorbei, alle zwei Schritte einer. Sie durchqueren das Wohnzimmer, landen im Flur und öffnen die Kinderzimmertür.

Tiefes Atmen ist zu hören, sonst nichts. „Leise jetzt, wir wollen Jeva nicht wecken.“ Mo hält Ausschau nach dem schwarzen Hund,





doch am Boden liegen zwischen Spielsachen und Schulranzen nur Klamotten und Taschentücher. Nirgends lugt ein Fitzelchen Fell hervor, bloß Jevas großer Zeh. Auf allen vieren platziert Mo die Leberwurstkekse, bis sie die Bettkante erreicht. Direkt neben die Hausschuhe legt sie den letzten hin. Queeny reckt beide Daumen in die Höhe. Dann drücken sich die Mädchen in den dunkelsten Winkel des Zimmers, verbergen sich hinter der Wäschetruhe und warten ab. Vor Spannung hält Mo die Luft an. Ihr Plan muss einfach klappen!

Ein Lüftchen streicht vom Garten her durch die Tür. Die Decke raschelt. Stille. Dann raschelt es wieder, und das Kissen bewegt sich. Rührt sich da etwa der schwarze Hund? Mo presst ihre Lippen aufeinander. Sie spürt, wie sich Queenys Hand in ihre schiebt, schwitzig vor Aufregung. Ein Grunzen ist zu hören. Das Atmen stockt. Aus der Ferne tönt das Quietschen eines Gartentors. Hühner gackern empört. Die Decke hebt sich. Etwas knurrt. Mos Augen werden immer größer.

„Mama?“ Es ist Jevas Stimme, vom Kissen gedämpft. Sie sagt etwas auf Ukrainisch, das weder Mo noch Queeny verstehen können. Wieder raschelt die Decke, rutscht zur Seite, sodass eine verwuschelte Frisur zum Vorschein kommt. Augen blinzeln. Mos Herz klopft ihr bis in den Hals. Von draußen ist mehrstimmiges Bellen zu hören, es wird lauter, kommt näher.

„Was ... He!“ Jevas Mutter erhebt auf der Veranda ihre Stimme. Jemand macht „Psst!“

Da richtet sich Jeva stöhnend auf, schwingt ihren nackten Fuß aus dem Bett und landet direkt auf dem Leberwurst-Keks. „Iiihh! Was ist das denn?!“ Doch bevor sie losschimpfen kann, fliegt die Gartentür auf, und das Tapsen zahlloser Pfoten ist im Flur zu hören. Einen Herzschlag später erscheint eine milchkaffeebraune Hündin im Schlafzimmer und schlürft, die Schnauze am Boden, Keks um Keks ein. Ihr im Gefolge purzeln acht Hundewelpen durcheinander.

„Huhu!“, ruft Hulda aus dem Flur.

Mo und Queeny zucken zusammen. So war das nicht geplant. Mal so gar nicht!

„Wir sind's, die Nachbarn! Nicht erschrecken, bitte!“

„Hallöchen, ich bin auch da!“ Muffe schiebt seinen Kopf um die Ecke. Jeva hockt wie vom Donner gerührt auf der Bettkante, zieht sich die Decke vor die Brust, während sich die Welpen um ihre nach Leberwurst duftenden Zehen balgen. Die Kleinen schlabbern, dass es eine helle Freude ist. Plötzlich hört Jeva auf, böse zu gucken, sogar ihre Mundwinkel zucken.

In dem Moment tauchen Mo und Queeny hinter dem Wäschekorb auf. Sie schauen zerknirscht.

„Was macht ihr hier?“, fragt Jeva verdattert. „Mo? Queeny? Wa... was soll das alles?“ Aber Mo bemerkt, dass sich Jeva vorbeugt, um einen der Welpen zu streicheln. Sogar ein Lächeln huscht über ihr blasses Gesicht.

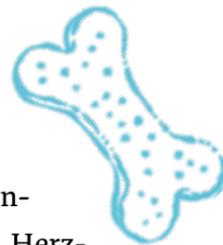
„Nichts“, raunt Mo. „Wir wollten nur den schwarzen Hund rauslocken. Damit er zu Churchill zurückfindet. Ist aber nach hinten losgegangen.“

„Kinder, na, nur die Ruhe! Das können wir alles erklären. Der Überfall war Muffes und meine Idee“, sagt Hulda an Jeva und ihre Mutter, die in der Tür erschienen ist, gewandt. „Aber ich sehe schon, in diesem Zimmer sind eindeutig zu viele Hunde. Was hältst du davon, Jeva, wenn wir die Rasselbande einfangen und ich bei mir im Garten einen Tee aufsetze? Hast du Lust, mit deiner Mama und deinen Freundinnen vorbeizuschauen?“

Nun halten alle die Luft an. Muffe und Hulda, Jevas Mutter, Mo und Queeny.

Jeva erhebt sich von der Bettkante und macht einen Schritt auf Mo zu. Die hat einen mächtigen Kloß im Hals. Dann zieht Jeva Mo in eine Umarmung. Ganz fest drückt Mo zurück, schlingt die Arme um ihre Freundin und spürt, wie eine warme Träne ihre Wange benetzt.

„Ach, Mo“, krächzt Jeva. „Du bist toll. Und du auch, Queeny!“ Nun wird es eine Dreierumarmung.



„Klar komme ich mit.“

Mo schaut zu Queeny und zwinkert.

„Wir haben auch noch Bananenbrot im Baumhaus“, meldet sich Queeny zu Wort.

Hulda wirft die Hände in die Luft. „Na wunderbar, ich finde sicher noch ein paar Kekse ...“ Sie räuspert sich. „Natürlich ohne Leberwurst. Also dann, bis gleich, Kinder!“

Und plötzlich ist es Mo, als löste sich ein Schatten aus dem Zimmer, um mit Hulda und Muffe und der Hundebande in den Garten zu verschwinden. Ein Schatten, der mit ein bisschen Fantasie an einen Hund erinnert. Womöglich einen schwarzen.

---

Anmerkung: Winston Churchill war ein englischer Politiker und Schriftsteller. Auch er litt an großer Traurigkeit, die er in einem Brief als seinen „schwarzen Hund“ bezeichnete.

## Der Palast der Träume

Daniel Bielenstein

„Prinz Arjun! Hoheit! Es ist Zeit, aufzustehen!“, sagte Kavish, mein treuer Diener.

„Ich will aber noch schlafen“, brummelte ich und drehte mich auf die andere Seite meines riesigen, watteweichen Bettes.

„Aber, Hoheit. Haben Sie es denn vergessen? Sie wollen heute mit Ihrem Vater, König Ashoka, auf die Jagd gehen!“

Sofort war ich hellwach. Wie hatte ich es nur vergessen können? Heute würden Vater und ich unsere Jagdelefanten besteigen und in den Dschungel reiten. Ich freute mich seit Wochen darauf. Vielleicht würden wir Tiger sehen! Oder wilde Bären! Oder Affenhorden! Im indischen Urwald wusste man nie, welche Kreatur einem begegnete und was passierte.

„Na, gut, Kavish“, sagte ich. „Dann serviere mir jetzt bitte mein Frühstück. Heute möchte ich gebratene Eier und frisches Obst! Dazu Roti-Brot und einen leckeren Chutney! Und süßen Chai-Tee mit ganz viel Milch!“

Kavish lachte und sagte plötzlich mit ganz anderer Stimme als gerade noch: „Arjun! Du bist wirklich ein Idiot! Jetzt hör auf zu träumen und mach die Augen auf! Dein Vater ist kein König, und du bist auch kein Prinz. Wir sind nichts als einfache Jungs in Mumbai, in der großen Stadt. Wir müssen



arbeiten. Steh also endlich auf. Wenn wir nicht pünktlich sind, werden wir bestraft. Dann bekommen wir den ganzen Tag nichts zu essen!“

Ich stöhnte auf. Dann öffnete ich die Augen und sah, dass vor meinem Bett mein bester Freund hockte. Er hieß wirklich Kavish, aber er war natürlich nicht mein Diener.

Und ein Bett hatte ich auch nicht. Wie alle Jungs in der Fabrik schlief ich auf dem nackten Beton. Und ich würde auch keine gebratenen Eier und keine Früchte zum Frühstück bekommen. Sondern nur altes Brot.

Pünktlich um sechs Uhr morgens begannen Kavish und ich mit der Arbeit in der Metallfabrik. Wir saßen auf dem Boden, nahmen ein Rohr und schmirgelten es so lange ab, bis es glänzte, als sei es aus Gold oder Silber. Dann nahmen wir das nächste Rohr und polierten es auch auf Hochglanz. So ging es immer weiter, bis es Mittag wurde und dann Abend und dann Nacht. Tag für Tag, viele Stunden lang. Wenn wir zu langsam arbeiteten, bekamen wir nichts zu essen und zu trinken. Oder Mr Laghari, der Besitzer der Fabrik, versetzte uns ein paar tüchtige Ohrfeigen.

Aber immerhin störte es niemanden, wenn wir uns dabei unterhielten.

Kavish sagte zu mir: „Sag mal, Arjun. Hast du heute Nacht wirklich wieder geträumt, dass du ein Prinz bist?“

„Ja, Kavish, wie jede Nacht. Heute wollte ich mit meinem Vater auf die Jagd gehen. Aber dann hast du mich geweckt.“

„Wie kann man nur jede Nacht denselben Traum haben?“

„Du kennst den Grund. Ich habe dir davon erzählt.“

Kavish lachte und sagte: „Und ich habe dir gesagt, dass du völlig verrückt bist.“

„Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.“

Der Grund für meinen wiederkehrenden Traum war ganz einfach. In Wirklichkeit war es nämlich gar kein Traum. Oder besser gesagt, es war umgekehrt. Ich war tatsächlich Prinz Arjun, und ich wohnte wirklich in einem Palast und konnte mich jeden Tag satt essen. Nur leider hatte ich in jeder Nacht einen furchtbaren Albtraum. Ich träumte, ich wäre ein armer Bauernsohn, der in einer Fabrik arbeiten musste. Sein Vater hatte ihn an einen Fabrikanten verkauft, damit die Familie überleben konnte. Wenn ich Glück



hatte, durfte ich in ein paar Jahren die Fabrik verlassen. Aber vielleicht war ich dann schon krank von der schweren Arbeit.

Am Vormittag bekamen Kavish und ich zum ersten Mal etwas zu essen und zu trinken. Wir durften ein paar Minuten Pause machen und aufs Klo gehen. Aber dann mussten wir weiterarbeiten. Heute war es besonders schlimm. Die Rohre wogen viele Kilo, und meine Hände und Arme waren schon ganz taub.

Aber das war Mister Laghari, unserem Boss, egal. Als ich mich einmal beschwert hatte, schrie er mich an. Und als ich mich noch einmal beschwert hatte, meinte er, dass ich ja gehen könne. Aber dann bekämen meine Eltern kein Geld und würden verhungern.

Danach habe ich mich nie wieder beschwert.

Kavish und ich arbeiteten Stunde um Stunde fleißig weiter. Als es Abend wurde, konnte ich meine Beine nicht mehr spüren, und als es Nacht wurde und wir endlich fertig mit der Arbeit waren, konnte ich gar nicht mehr laufen. Ich krabbelte auf allen vieren zu meinem Lager und wollte nur noch eines: schlafen. Oder besser gesagt, ich wollte aufwachen – und endlich wieder der sein, der ich ja wirklich war: Prinz Arjun!

Ich hatte gerade erst die Augen zugemacht, als ich Kavishs Stimme hörte: „Hey, Arjun. Du musst wach bleiben!“

„Wach bleiben? Aber warum? Ich bin so müde ...“

„Es muss aber sein. Los, mach die Augen wieder auf.“

Ich setzte mich auf und sah, dass neben Kavish ein Junge stand. Er hieß Rahul und arbeitete auch in der Fabrik. Er war schon 14, also zwei Jahre älter als wir, und konnte sogar lesen und schreiben.

„Was ist los? Warum schlaft ihr nicht?“, fragte ich.

„Wir werden abhauen, Arjun. Und du kommst mit.“

Ich sah Kavish und Rahul erschrocken an. „Aber das geht nicht! Wenn wir weglaufen, bekommen unsere Eltern kein Geld. Dann verlieren sie ihre Häuschen. Und wir müssen auf der Straße leben und betteln.“



Rahul schüttelte den Kopf und flüsterte: „Unsere Eltern bekommen sowieso kein Geld, Arjun. Mr Laghari hat sie angelogen. Er hat ihnen seit Monaten nichts mehr bezahlt. Und jetzt komm, wir müssen los.“

Obwohl es stockdunkel war, stand ich auf. Gemeinsam schlichen wir durch die Fabrikhalle. Wir mussten aufpassen, dass wir nirgendwo anstießen oder etwas umwarfen. Beim geringsten Lärm würden die Nachtwächter kommen und uns entdecken. Sie würden uns durchprügeln, bis wir nicht mehr wussten, wie wir hießen.

Aber alles ging gut. Rahul hatte sogar einen Schlüssel besorgt, mit dem wir die Tür der Halle öffnen konnten.

Lautlos schoben wir uns ins Freie. Jetzt mussten wir noch den Hof überqueren und über den hohen Zaun klettern. Dann wären wir in Freiheit.

Dies war der gefährlichste Moment. Auf der anderen Seite des Hofes hatten die Nachtwächter eine kleine Hütte. Dort hockten sie beisammen und guckten Filme. Alle zehn Minuten kam einer von ihnen heraus und drehte eine Runde über den Hof.

Wir versteckten uns hinter einem Stapel mit Bauholz. Kurz darauf ging die Tür der Hütte auf, und ein Nachtwächter kam heraus. Zu seinen Kollegen sagte er: „Ich weiß nicht warum, aber ich habe das Gefühl, dass die Jungs heute Nacht irgendeinen Unsinn anstellen. Ich werde die Augen doppelt offen halten.“

Rahul, Kavish und ich warfen uns einen stummen Blick zu. Wäre es nicht besser, wir würden wieder zurück in die Halle gehen? Wir wussten ja, was uns blühte, wenn die Nachtwächter uns erwischten.

Rahul aber legte mir die Hand auf den Arm und flüsterte: „Hab keine Angst, Arjun. Selbst wenn der Nachtwächter die Augen doppelt offen hält, ist er so blind wie ein Maulwurf. Wenn wir leise sind, wird er uns nicht entdecken.“

„In Ordnung“, flüsterte ich.

Wir hörten, wie der Nachtwächter über den Hof ging. Dabei schwang er seinen Prügelstock hin und her. Er kam ganz dicht an den Holzstapel heran, hinter dem wir hockten. Schon dachten wir, er wür-

de uns entdecken. Aber dann sagte er laut zu sich selbst: „Hier in der Ecke gibt es Ratten. Hier bleibe ich nicht.“ Er ging zurück zu der Hütte und sagte zu seinen Kollegen: „Ich habe mich getäuscht. Alles ist ruhig. Die blöden Bengel schlafen tief und fest.“

Jetzt war unser Moment gekommen. Wir schlichen quer über den Hof, bis wir die hohe Mauer erreichten. Rahul hatte ein Brett versteckt, das wir als Leiter benutzen konnten.

Rahul sagte: „Du zuerst, Arjun. Dann Kavish. Und ich als Letzter.“

„So machen wir es“, sagte Kavish.

Ich widersprach: „Nein. Ihr müsst zuerst hinaufklettern. Ich bin der Kleinste. Wenn ihr oben seid, müsst ihr mich heraufziehen.“

Rahul sah zwischen mir und der Mauer hin und her. Dann nickte er. „In Ordnung. So machen wir es.“

Er kletterte auf das Brett und setzte sich oben wie ein Reiter auf die Mauer. Kavish folgte seinem Beispiel. „Jetzt du, Arjun“, sagte er.

Ich kletterte auf das Brett und streckte die Hand aus. Aber im gleichen Moment traf mich der Schein einer Taschenlampe. Dann schrie einer der Nachtwächter: „Alarm, Leute! Die Bengel wollen abhauen. Los, die schnappen wir uns! Dann können sie etwas erleben!“

Sofort stürmten auch die übrigen Nachtwächter aus ihrer Hütte. Sie rannten auf uns zu.

„Arjun! Schnell! Nimm meine Hand!“, schrie Kavish.

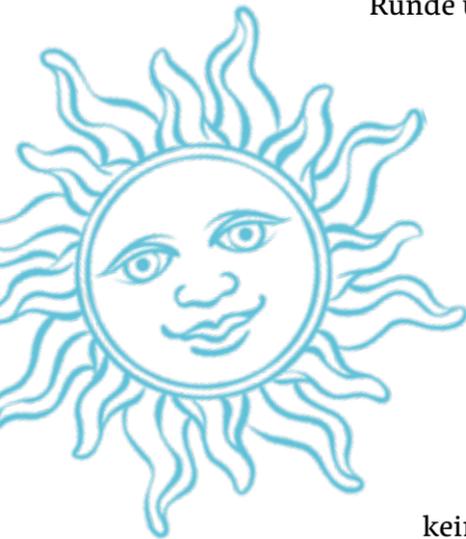
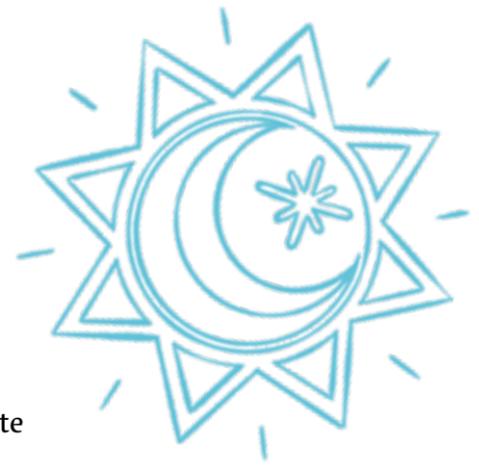
„Ich kann nicht. Ich komme nicht dran.“

„Streck dich! Gleich haben sie dich!“

Ich hörte schon, wie die Nachtwächter fast bei mir waren. Sie schwenkten ihre Prügelknüppel. Wenn sie mich erwischten, war ich verloren.

Plötzlich spürte ich, wie Rahuls starke Hand meinen Arm griff. Er zog mich nach oben auf die Mauer. Auf der anderen Seite sprangen wir auf die Straße.

„Rennt“, schrie Rahul. „Rennt, so schnell ihr könnt!“





\*\*\*

„Prinz Arjun! Hoheit! Ich bin es, Kavish, Ihr treuer Diener! Wacht auf! Es gibt Frühstück!“, weckt mich eine sanfte Stimme.

Ich reibe mir verschlafen die Augen. Dann muss ich laut lachen. „Ach, halt die Klappe, Kavish. Ich bin kein Prinz. Und du bist auch nicht mein Diener. Also hör endlich auf mit dem Quatsch!“

Auch Kavish muss lachen. „Ich wollte nur sichergehen, dass du endlich von deinen Träumen geheilt bist“, sagt er.

Ich setze mich in meinem Bett auf. Denn jetzt habe ich wirklich ein Bett. Mit einer richtigen Decke und einem Kopfkissen und einer weichen Matratze. Ich muss gar nicht mehr davon träumen.

Kavish, der vor mir steht, ist schon angezogen. Er trägt seine Schuluniform mit der blauen Jacke und dem goldenen Schulwappen. Ich habe seit Neuestem auch eine solche Uniform, und ich bin sehr stolz darauf.

Ich springe aus dem Bett und ziehe mich an. Wie an jedem Morgen kann ich gar nicht glauben, was alles passiert ist, seit wir aus der Fabrik von Mr Laghari geflohen sind.

Das ist nun über zwei Monate her. Damals in der Nacht hätten uns die Nachtwächter um ein Haar erwischt. Sie sind sogar noch auf der Straße hinter uns hergerannt. Wären sie etwas schneller gewesen, hätten sie uns an den Ohren zurück in die Fabrik geschleift.

Aber zum Glück kannte Rahul ein gutes Versteck, eine Art Höhle unter einer Straßenbrücke. Es war dort stockdunkel, und bestimmt gab es Schlangen und Skorpione. Aber die waren nicht so schlimm wie die Nachtwächter. Wir sind in die Höhle gekrochen und haben so lange gewartet, bis wir ganz sicher waren, dass niemand mehr nach uns suchte.

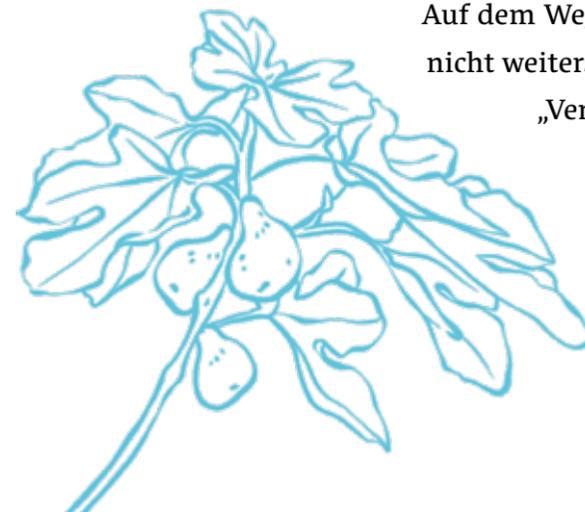
Am nächsten Tag sind wir dann zu einem besonderen Haus gegangen, von dem Rahul gehört hatte. Es ist eigens für Jungs wie uns, die in den Fabriken schuften müssen, aber nichts dafür kriegen. Die Frau, die dort arbeitet, hat sich um uns gekümmert. Wir durften uns waschen und richtig satt essen. Danach haben wir uns erst einmal ausgeschlafen. Und ein paar Tage später sind wir mit einem Bus zu dem Internat gebracht worden, wo wir seitdem leben. Wir bekommen dreimal am Tag etwas zu essen. Und Kavish und ich können endlich Lesen und Schreiben lernen.

Nachdem ich mich angezogen habe, trete ich mit Kavish vor die Tür des Schlaftrakts. Draußen wartet Rahul auf uns. Seit unserer Flucht sind wir die besten Freunde. Gemeinsam gehen wir rüber zum Frühstückssaal.

Auf dem Weg sage ich: „Ich verrate euch etwas. Aber ihr dürft es nicht weitersagen.“

„Versprochen. Also, schieß los“, sagt Rahul.

„Ab und zu denke ich, dass ich vielleicht doch alles nur träume. Also, dass wir hier zur Schule gehen und immer etwas zu essen bekommen und Lesen und





Schreiben lernen. Ich habe Angst, dass ich plötzlich aufwache und wieder in der Fabrik von Mr Laghari bin. Dann fange ich richtig an zu zittern, und mein Herz schlägt ganz schnell. Es ist schrecklich.“

Als ich es ausspreche, bekomme ich Tränen in die Augen.

Kavish und Rahul legen beide einen Arm um meine Schultern.

Kavish sagt: „Du musst keine Angst haben, Arjun. Es ist kein Traum!“

Rahul kichert und sagt: „Stimmt. Es ist Wirklichkeit. Wir sind jetzt in Sicherheit. Aber damit du uns wirklich glaubst, werden wir es dir beweisen!“

„Ach, ja? Wie denn?“, frage ich.

„Das wirst du schon sehen.“

Im gleichen Moment fängt Rahul an, mich durchzukitzeln. Kavish macht mit. Sie kneifen und kitzeln mich, bis ich auf dem Boden liege und vor Lachen völlig außer Atem bin.

Dann fragt Rahul: „Mal ehrlich, Arjun. Wenn das hier nur ein Traum wäre, dann wärst du doch jetzt aufgewacht, oder?“

„Stimmt, das wäre ich“, sage ich.

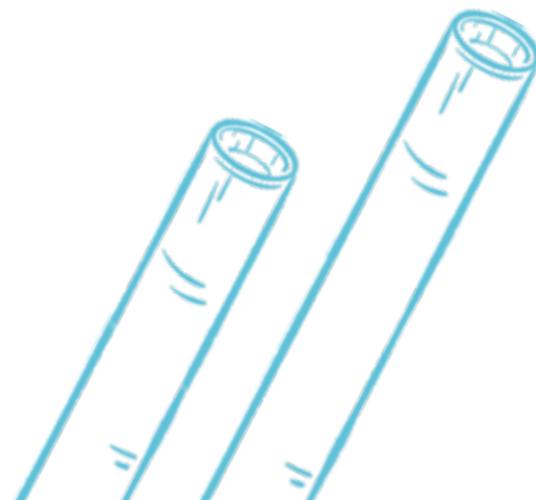
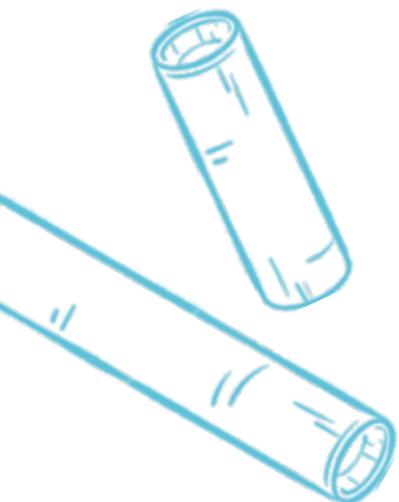
„Also glaubst du uns? Du hast keine Angst mehr, aufzuwachen und wieder in der Fabrik zu sein?“

„Ja, ich glaube euch“, sage ich und bin so erleichtert, dass mir ganz warm ums Herz wird.

Ich stehe vom Boden auf, und dann bin ich es, der den beiden einen Arm um die Schultern legt – Kavish auf der rechten Seite und Rahul auf der linken Seite.

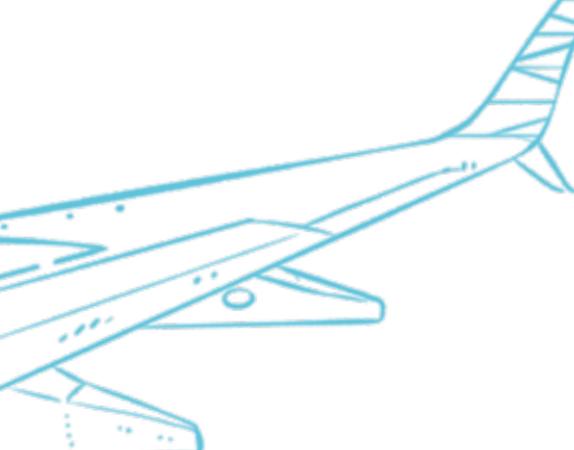
Wir gehen weiter zum Frühstückssaal.

Kavish sagt: „Aber du heulst ja immer noch, Arjun. Warum denn? Hast du etwa doch noch Angst?“



Ich wische mir die Tränen aus den Augen und sage: „Nein, ich habe keine Angst mehr. Ich bin einfach nur so glücklich. Vor allem, weil ich so tolle Freunde wie euch habe.“





# Akwaaba heißt willkommen

Susann Bee



Ich schaue aus dem Flugzeugfenster und beobachte, wie die Arbeiter die Koffer im Flugzeugbauch verstauen. Ich atme tief ein und aus, damit sich die Schmetterlinge in meinem eigenen Bauch beruhigen.

In Gedanken bin ich bei vorgestern. Der Koffer lag auf meinem Bett, mit aller Kraft schloss ich den Reißverschluss. Alles war bereit für drei Wochen Ghana. Mamas Freundin, die letztens dort war, sagte: „Die Menschen sind so freundlich da, auch wenn sie nichts haben.“ Diesen Satz verstand ich nicht. Ich fragte aber nicht nach. Mama stand im Türrahmen. „Ich kann dir meinen Bikini ausleihen. Wenn du so richtig braun bist, wird der toll aussehen“, sagte sie.

Ich atmete tief ein und guckte sie an. Sie war immer so.

„Franzi, sei froh, du hättest auch käseweiß werden können.“

Sie meinte, dass sie beim Studium mit einem weißen Studenten aus Jena zusammen war und kurze Zeit später mit dem Austauschstudenten aus Accra, der mein Vater werden sollte. Ich habe die Afrolocken meines Vaters, die Stupsnase meiner Mutter, wo meine Sommersprossen herkommen, weiß keiner. Meine Hautfarbe ist eine Mischung von beiden.



Ein paar Wochen zuvor lag der Brief meines Vaters auf dem Küchentisch. Darin stand, er hätte einen Traum gehabt und müsse seine Tochter wiedersehen. Und außerdem wäre es Zeit, meine große Schwester und meine Brüder kennenzulernen. Das letzte Mal hatten Papa und ich uns an meinem dritten Geburtstag gesehen. So richtig erinnern konnte ich mich daran nicht, außer an das warme Gefühl in meiner Brust und das Bild meiner kleinen hellbraunen Hand auf seinem dunkelbraunen Gesicht. Nach Ablauf seines Visums war er zurück nach Ghana gegangen und der Kontakt abgebrochen. Bisher hatte mich das nicht wirklich gestört. Meine Familie bestand aus Mama und Klecks, dem Jack-Russell-Mix, den wir aus Spanien gerettet hatten, und mir.

„Ich würde so gerne mitkommen“, sagte Mama. Das ging aber nicht, weil nur ein Flugticket in dem Brief lag. Mama und ich waren so verschieden! Ich

hatte mit zehn Jahren mal nach Beweisen dafür gesucht, dass sie mich adoptiert hatte. In einer Kiste fand ich ein Foto, das uns direkt nach meiner Geburt zeigte. Darauf berührten sich unsere Wangen, und mein Kopf war gerade mal so groß wie ihre Hand.

Ich freute mich auf die Reise, aber drei Wochen ohne Mama – das fühlte sich doch komisch an. Am Flughafen brachte mich eine Stewardess nach dem Einchecken zum Gate. Ich war ja ein allein reisendes Kind, fühlte mich aber älter als zwölf. Ich setzte mich und steckte mir Kopfhörer ins Ohr. Vor Kurzem hatte ich Afrobeats entdeckt und mich sofort verliebt.

Mir fiel auf, dass ungefähr gleich viele Schwarze und weiße Menschen zusammen mit mir auf den Abflug warteten.\*



---

\*Um zu verdeutlichen, dass es sich bei dem politischen Begriff „Schwarz“ nicht um die Hautfarbe oder anderweitige Eigenschaften einer Person, sondern um gesellschaftliche Zugehörigkeiten und gegenseitige Solidarität im Widerstand gegen Rassismus handelt, wird „Schwarz“ großgeschrieben.

Gestern im Englischunterricht habe ich erzählt, wo ich die Sommerferien verbringen werde.

„In Afrika they live on trees“, rief jemand aus der letzten Reihe. Das stimmte nicht! Aber ich traute mich nicht etwas zu sagen.

„Mikroaggressionen! Wir sind eine Schule gegen Rassismus, hallo“, rief Jolina, die am liebsten Jo genannt werden wollte, nach dem Unterricht.

Ich guckte sie an und schwieg. Zwei Braids, in Pink und Blau, hingen ihr ins Gesicht. Der Rest war zu zwei blonden Dutts zusammengebunden.

„Hat Klaus mir gemacht. Wir haben es bei einem K-Pop-Star gesehen. Cool?“, fragte sie.

Jolinas Papas waren die liebsten Menschen, die ich kannte. Es gab nichts, dass sie nicht für sie tun würden. Manchmal beneidete ich sie darum.

„Sieht gut aus, nur ungewohnt“, sagte ich.

„Lass dir doch in Ghana auch Braids machen, wie Beyoncé. Steht dir bestimmt supergut.“

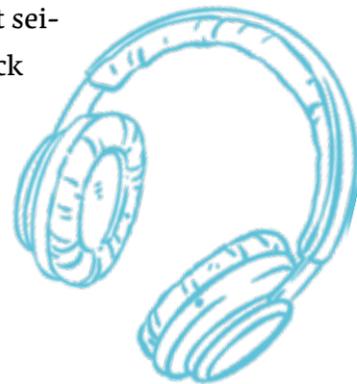
„Ja, vielleicht.“

„Und was, wenn du nicht zurückkommst? Immerhin bist du ja zur Hälfte von dort.“

Das macht mich immer noch traurig, weil sie mich besser kennen sollte.

Der Flieger hebt ab, die Schmetterlinge in meinem Bauch gleich mit. Irgendwann schlafe ich ein. Als ich die Augen wieder aufmache, sind wir im Landeanflug. Es ist 18:30 Uhr und dunkel draußen. Aus dem Flugzeugfenster sehe ich die Lichter von Accra unter mir.

Nach der Passkontrolle warte ich gemeinsam mit einer Flughafenmitarbeiterin am Gepäckband. Ein Koffer nach dem anderen findet seinen Besitzer. Wo ist mein Koffer? Als auch das letzte Gepäckstück vom Band genommen wird, spüre ich einen Kloß im Hals. Ich sehe zu der Frau vom Flughafen hoch. Sie spricht in ihr Walkie-Talkie und verschwindet hinter einer Tür des Flughafens. Wenig später kommt sie zurück.



„Tut mir leid, der Koffer ist in Deutschland geblieben. In ein paar Tagen kommt die nächste Maschine, dann kommt der Koffer nach“, sagt sie.

Ich schlucke die aufsteigenden Tränen herunter. Das Einzige, was ich habe, ist mein Rucksack. Jetzt vermisse ich Mama.

Als die Türen des Accra Airport aufgehen, ist es so heiß, als wäre ich in einen Mikrowellenofen hineingestolpert. Es wimmelt von Menschen, keiner davon ist weiß. Im Gewusel suche ich nach einem bekannten Gesicht. Mein Blick fällt auf ein Mädchen mit kurzem Afro und Augen, die mich an meine erinnern.

„Hey, sis. Ete sen?“ Meine Halbschwester Ako grinst breit. „Me ho ye“, antworte ich. Ich kann nicht anders, als zurückzulächeln. Ihre Umarmung fühlt sich vertraut an.

Neben ihr steht ein schlanker junger Mann. Ist das mein Papa? Er sieht anders aus als in meiner Erinnerung.

„Our Dad couldn't come. You will see him later“, sagt Ako. Mein Englisch ist nicht perfekt, aber das habe ich verstanden. Erst mein Koffer und jetzt das?

Ako legt den Arm um mich, und ich dränge das schlechte Gefühl, das in mir aufsteigen will, zurück.

Der junge Mann ist unser Fahrer. Ako und ich sitzen auf der Rückbank des Jeeps. Durch das Autofenster schaue ich nach draußen. Es ist zu dunkel, um etwas genau zu erkennen. An mir vorbei ziehen die Umrisse von Palmen, kleinen Hütten und Menschen, die am Straßenrand sitzen. Tagsüber ist hier bestimmt viel los, das spürt man. Im Autoradio spricht jemand aufgeregt auf Twi. Das Einzige, was ich sagen kann, ist *Ete sen?* Das heißt: *Wie geht es dir?*

Nach einer Dreiviertelstunde Fahrt halten wir vor einem großen Tor, das sich wie von Zauberhand für uns öffnet. Der Fahrer parkt den Jeep in einer Garage. Ich steige aus. Als ich vor dem Haus stehe, das von Scheinwerfern beleuchtet wird, bleibt mir der Mund offen stehen. Das ist das größte



Haus, das ich je gesehen habe. Die zweite Etage wird von vier Säulen gehalten, oben ist ein riesiger Balkon.

Ako schiebt das Türgitter vor der Haustür quietschend zur Seite. Von innen ist das Haus genauso beeindruckend. Der Boden ist aus schwarzem Marmor. Ich folge Ako über den langen Flur. Links von uns ist ein Wohnzimmer mit drei cremefarbenen Sofas. Ein Riesenfernseher hängt an der Wand. An der Decke glitzert ein Kronleuchter. Außer mir und Ako scheint niemand da zu sein, aber ich traue mich nicht zu fragen.

„Let me give you some clothes“, sagt Ako.

Ihr Zimmer ist oben. In Akos Zimmer steht ein Bett, ein Schrank, ein Schreibtisch und auf dem Boden eine Armee von Schuhen.

„Thank you“, sage ich. Die letzten zwölf Jahre meines Lebens war ich Einzelkind, und jetzt habe ich eine Schwester, mit der ich Klamotten teile. Da sind sie wieder, die Schmetterlinge in meinem Bauch.

Ako zeigt mir mein Zimmer, das so ähnlich aussieht wie ihres. Ich habe sogar ein eigenes Badezimmer. Ich lasse mich auf das weiche Doppelbett fallen. Ako schaltet die Klimaanlage über dem Bett für mich ein. Das Surren wiegt mich in den Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen aufwache, scheint die Sonne durch das Fenster, vor dem Gitterstäbe sind. Ein Hahn kräht. Ich brauche einen Moment, bis ich realisiere, wo ich bin. Ich stehe auf und gehe aus meinem Zimmer, um Ako zu suchen.

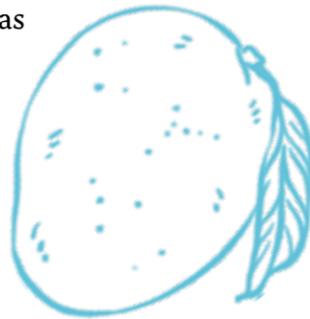
Unten höre ich Stimmen und folge ihnen. Ich öffne eine Tür und stehe in der Küche, die wie eine Restaurantküche aussieht. Ako sitzt an einem großen Tisch und isst Cornflakes. Eine Frau sitzt mit dem Rücken zu mir.

„Morning sis“, sagt Ako fröhlich. „You slept for a long time o.“

Es ist 7:30 Uhr. Seit wann ist sie bitte wach?

Mein Blick fällt auf die kleinen, gelben Mangos. Der süße Duft steigt mir in die Nase.

Die Frau steht auf und dreht sich um. Sie strahlt mich an. Ihre Armreifen klingeln, als sie mir die Arme entgegenstreckt. Das muss



Papas Frau sein. „Come here“, sagt sie.

Ich gehe einen Schritt auf sie zu. Sie zieht sich zu sich heran und drückt mich so fest, dass ich für einen Moment in dem bunten Stoff ihres langen Kleides verschwinde. „Obroni! You are a beautiful girl“, sagt sie. Was das heißt, will ich später Ako fragen.

Jemand zieht an meiner Hose, und ich sehe an mir runter. Zwei identisch aussehende Jungs gucken mich mit großen Augen an.

„Eh, stop it“, ermahnt Ako die beiden.

Sie huschen davon.

Ich setze mich neben Ako. Sie hält mir eine Mango hin, und ich beiße rein. Sie schmeckt so süß wie Gummibärchen, und an dem Saft verschlucke ich mich fast.

Die Zwillinge ducken sich hinter den Stuhl ihrer Mutter. Wortlos spielen wir Katz und Maus. Ich neige den Kopf zur Seite, sobald sie mich sehen, kichern sie und verstecken sich schnell wieder. Nur einer fehlt. Mein Vater.

Papas Frau liest meine Gedanken und sagt: „Sorry, your father had to leave to Kumasi for business. He will be back soon.“

Jetzt bin ich mehr als siebentausend Kilometer weit geflogen, weil mein Vater sich das gewünscht hat, und er ist nicht mal hier.

„Okay“, antworte ich und versuche, mir nichts anmerken zu lassen.

„Let's go buy you some things?“, schlägt Ako nach dem Frühstück vor.

Am Himmel ist keine Wolke. Ich sehe einen Schmetterling vorbeifliegen. Ist der aus meinem Bauch entwischt?

Auf der Mauer, die das Haus einzäunt, sitzen Vögel und trällern. Es weht ein angenehmer Wind, die Sonne ist warm auf meiner Haut. Das Haus sieht tagsüber noch beeindruckender aus. Es gibt sogar einen Pool! Wenn ich das Mama erzähle ...

Wir verlassen das Grundstück und laufen eine staubige Straße entlang. Auf dem Dach des Nachbarhauses arbeiten Männer ohne Schutzkleidung in Sandalen und T-Shirts. Ihre Haut ist so dunkel, dass sie fast schwarz aussieht. Sie grüßen Ako auf Twi. Ich nicke freundlich, auch





wenn ich nicht verstehe, was sie sagen. Eine Frau sitzt ein paar Meter weiter hinter einem Verkaufsstand aus Ziegelsteinen und Holzbrettern. Sie trägt ihr Baby in ein Tuch gewickelt auf dem Rücken. Ich bleibe stehen und gucke mir die bunten Perlenarmbänder an. Ich deute auf die zwei, die ich kaufen will. Eins für mich und eins für Ako. Später kaufe ich eins für Jolina. Ich bezahle mit den bunten Geldscheinen, die Mama mir gegeben hat.

„Thank you, obroni“, sagt die Frau. Da ist wieder dieses Wort.

„What does obroni mean?“, frage ich Ako.

„It means *white girl* and also *beautiful*.“

Ich bin heller als die meisten Leute hier, aber weiß? Das zu hören, tut weh. An meiner Schule gibt es nur zwei Schwarze Kinder. Eins davon bin ich. Hier bin ich eine Weiße.

Abends liege ich lange im Bett und kann nicht schlafen. Die vielen Eindrücke vom Tag schwirren mir im Kopf herum. Ich stehe auf, um etwas zu trinken. Der Lichtschalter reagiert nicht. Stromausfall. Das kommt hier öfter vor, hat Ako mir schon erklärt.

Mit der Handytaschenlampe in der Hand gehe ich in die Küche. In der Speisekammer suche ich nach einer Wasserflasche. Ich höre etwas und lausche dem Geräusch. Mein Herz schlägt schneller. Die Tür zur Küche geht auf, jemand kommt herein. Schnell lege ich meine Hand über die Taschenlampe. Durch den Türspalt versuche ich zu erkennen, wer das ist. Ako oder Papas Frau sind es nicht. Was mache ich, wenn es ein Einbrecher ist?

Ich halte die Luft an und umklammere das Handy. Die Person kommt näher. Die Tür zur Speisekammer geht auf. Vor mir steht ein Mann. „Akwaaba“, sagt er mit tiefer Stimme.



Ich erkenne das Gesicht, das ein warmes Gefühl in meiner Brust auslöst. Die Schmetterlinge in meinem Bauch tanzen. Papa ist endlich da! Wir umarmen uns, und es fühlt sich an wie zu Hause.





# Laila und ihr Geheimnis des Friedens

Natalie Amiri

Es ist Montag Morgen. Brrr ... Montag ist wirklich nicht ihr Lieblingstag. Trotzdem steht Laila ohne Trödeln auf. Ihrer Mutter zuliebe. Sie hat es ihr versprochen. Ihre Mutter hat heute einen wichtigen Termin. Sie hat Laila schon beim Schlafengehen gestern Abend darum gebeten, dass sie am Morgen ganz schnell fertig werden muss.

Zum Glück scheint die Sonne, und die Vögel zwitschern nahe an ihrem Fenster, ein ganz grüner besonders laut. Fröhlich pfeift Laila mit ihm mit. Sie zieht sich ihren Lieblingspulli über den Kopf, die Jeanshose hoch, und fertig ist sie.

Ihre Mutter drängelt. Sie hat es eilig. Aber sie ist blass und drückt sich immer wieder mit der Hand auf den Bauch. Und aus der Puste ist sie auch viel schneller als sonst.

Als sie nach Luft schnappend in der Schule ankommen, stehen die Kinder alle im Schulhof, keiner ist reingegangen. Komisch.

Die Lehrerinnen und Lehrer ihrer Brüsseler Schule stehen mit zerknirschten Gesichtern da und entschuldigen sich dafür, dass die Türen heute geschlossen bleiben müssen.

„Warum?“, fragt Laila.



Inge Lindström, Lailas Lieblingslehrerin, sagt: „Laila, du wirst es nicht glauben, aber das große Krokodil aus dem Zoo Pairi Daiza, es ist aus seinem Käfig entwischt. Und hat sich irgendwo in der Schule versteckt. Deshalb muss die Schule heute geschlossen bleiben.“

Laila ist ein bisschen enttäuscht – heute hätte sie doch Sport gehabt!

Lange kann sie nicht darüber nachdenken, denn ihre Mutter nimmt sie an der Hand und zieht sie in Richtung Bushaltestelle. „Schnell, Laila, ich muss ganz pünktlich beim Rat sein. Du weißt doch, beim Europäischen Rat. Heute muss ich bei einem ganz, ganz wichtigen Treffen übersetzen.“ Mamas Hand ist schwitzig, und sie verzieht immer wieder das Gesicht, als würde ihr irgendetwas wehtun.

Lailas Mutter stammt aus einem Land, das nach Zimt und Koriander riecht, und zu Hause wurde schon immer ihre Heimatsprache gesprochen. Laila hingegen ist wegen des Berufs ihrer Mutter in einem Land geboren, in dem Granatäpfel wachsen. Dort hat ihre Mama ganz lange gearbeitet. Laila spricht deswegen die Sprache ihrer Mutter und ihres Geburtslandes.

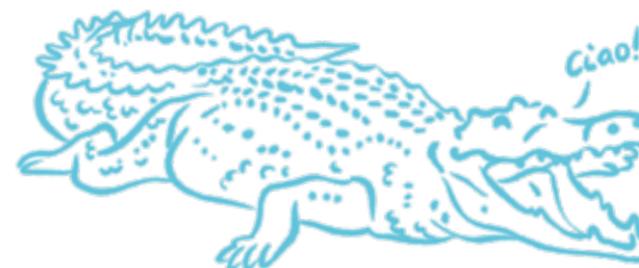
In der Innenstadt angekommen, läuft Laila mit Mama auf ein sehr imposantes Gebäude zu. Es besteht aus Tausenden von Fenstern. 120 Jahre steht das schon hier, erklärt ihr ihre Mutter. Laila weiß, dass Mama Übersetzerin ist, aber mit bei der Arbeit war sie noch nie.

Im Aufzug erzählt ihr Mama, dass sie gleich bei einem wichtigen Treffen zwischen zwei Staatsmännern übersetzen muss. Die Männer führen Krieg gegeneinander. Und sie mögen sich nicht. Oh, denkt Laila, wie schade.

Noch nie war Laila in einem so riesigen Gebäude. Vom Aufzug aus sieht sie ein riesengroßes Ei aus Glas, es ist zwanzigmal so groß wie ihre Mutter, und dann sieht Laila noch einen riesigen runden Raum. Der Boden und die Decke sind ganz bunt bemalt, noch viel bunter als die Wände in ihrer Schule.

Aber als sie durch die Glasscheibe sieht, hinter der sie und ihre Mutter sich hingesetzt haben, ist da nichts Buntes mehr, sondern zwei Männer in

grauen Anzügen. Böse und grimmig schauende Männer. Der eine hat keine Haare auf dem Kopf, der andere einen langen grauen Bart.



„Sie mögen sich wohl wirklich nicht?“, fragt Laila ihre Mutter.

„Psst, Laila, du musst jetzt ganz still sein, es geht gleich los. Und ja, sie mögen sich nicht, und sie vertrauen einander nicht.“ Ihre Mutter stöhnt leise.

Die Stimmung ist angespannt; mit verkniffenen Augen sitzen sich die beiden Männer an einem seeeehr langen Tisch gegenüber. Seeeehr weit voneinander entfernt.

Doch kurz bevor das Gespräch der beiden beginnt, schießt Lailas Mutter plötzlich von ihrem Stuhl hoch und presst sich die Hand auf den Mund. Sie ruft Laila zu, dass sie gleich wieder da ist, und schon fällt die Tür hinter ihr ins Schloss. Laila bleibt wie versteinert auf ihrem Stuhl sitzen.

Es ertönt ein Gong, wie im Theater. Das heißt doch, dass es losgeht, denkt sich Laila. Und wirklich, die Männer beginnen zu sprechen. Aber ihre Mutter ist nicht da. Und sie sieht sie auch nicht im Flur.

Panik breitet sich in Laila aus. Doch nur ganz kurz.

Laila hat oft genug ihrer Mama beim Übersetzen am Küchentisch zugehört und immer in der Sprache geantwortet, in der sie von ihrer Mama angesprochen wurde.

Laila hat deswegen zwei Muttersprachen. Entschlossen zieht sich Laila die Kopfhörer, die Mama vorher aufgesetzt hatte, um die Männer im anderen Raum zu hören, auf ihren kleinen Kopf. Ein bisschen rutschen sie, aber Laila hält sie mit beiden Händen fest. Sie fühlt sich plötzlich mutig und verantwortlich. Sie weiß, dass Mama ihre Arbeit nicht verlieren darf.

Und so beginnt sie, die Wörter der beiden Männer zu übersetzen, tapfer, Wort für Wort.

Nach nur ein paar Minuten beginnen die Männer, sich laut- hals zu beschimpfen. Die Atmosphäre wird immer angespann- ter, und die Worte, die durch den Raum fliegen, sind noch böser als auf ihrem Schulhof, wenn ihre Mitschülerinnen und Mitschüler sich streiten. Doch Laila, die entschlossen ist, den Job ihrer Mutter zu retten, erinnert sich plötzlich, was Mama ihr immer wieder gesagt hat. Sie hat ihr beigebracht, dass Vorwürfe und Unfreundlichkeiten nie zu einer Einigung

führen. Man muss dem anderen zuhören, sagt ihre Mutter, sich in seine Lage hineinver- setzen und ihm dadurch Respekt erweisen.

Laila spürt in ihrem Bauch, dass das Gespräch der bei- den Männer auf der Kippe steht. Sie kann jetzt nicht einfach das wiedergeben, was sie hört. Das ist zu böse und gemein. Stattdessen beschließt sie zu tun, was sie für richtig hält.

Als die Männer erneut anfangen, einander Vorwürfe zu machen, wählt Laila ihre eigenen Worte. Sie übersetzt nicht mehr Wort für Wort, was die Männer sagen, sondern vermittelt mehr die Bedeutung der Wörter ohne die Beleidigungen.

„Sie sind ein Verbrecher, Sie wollen unsere Heimat zerstören“, sagt der Mann mit dem langen Bart.

Laila übersetzt: „Wir wünschen uns, dass Sie uns wie Freunde behandeln und uns helfen, unsere Heimat zu bewahren.“

Laila denkt scharf nach, sie braucht Ideen, wie die harten bösen Sätze besser klingen, damit am Ende nicht Wut und Trotz gewinnen und die beiden Männer sich vertragen.

Laila hört den glatzköpfigen Mann sagen: „Sie sind mit Ihrer Art allein verantwortlich für diesen ganzen Krieg in der Region.“

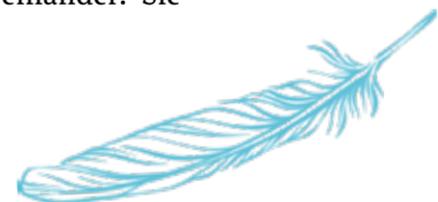
Laila übersetzt: „Wir sehen in Ihnen eine Person, die es schaffen könnte, in der Region Frieden herzustellen.“

Wort für Wort verschönt Laila die Sätze der Männer.

Laila erinnert sich, während sie übersetzt, an ihre beste Freundin in der Schule. Sie erinnert sich an ihre enge Freundschaft und daran, wie sie zusammen immer Lösungen für Probleme finden. Aus diesen Erinnerungen fallen Laila viele gute Wörter ein, die sie sofort für ihre Übersetzung verwendet.

Und plötzlich gibt es einen Wendepunkt. Die Wörter, mit denen die bei- den Männer miteinander sprechen, ändern sich. Die Beleidigungen werden weniger, die Beschuldigungen hören auf. Lailas freundliche Übersetzung wirkt. Laila spürt, wie die Stimmung sich ändert. Aus den wütenden Vorwürfen wird langsam eine Diskussion, ein echtes Gespräch.

Die beiden Männer werden allmählich empfänglicher füreinander. Sie



wissen ja nicht, dass es Lailas Worte sind, die sie hören, sondern denken, dass der verfeindete Gesprächspartner das Gehörte gerade sagte. Sie werden immer ruhiger, ihre Körper entspannen sich, und die Zornesfalten auf den Stirnen verschwinden.

Einmal lächeln sie sogar. Sie hören einander plötzlich zu und beginnen, über eine Zusammenarbeit zu sprechen, die zu einer Lösung führen kann. Die Ideen von Freundschaft und Kooperation, die Laila in ihre Übersetzungen einbaut, haben wirklich Einfluss!

Laila hat es nicht gemerkt, doch ihre Mutter ist zurückgekommen. Es geht ihr wieder gut. Leise hat sie sich hinter Laila gesetzt. Und hört zu, was ihre Tochter sagt. Sie lächelt, als sich Laila kurz umdreht. Stolz breitet sich auf ihrem Gesicht aus. Sie bleibt mucksmäuschenstill und lässt Laila weiter übersetzen.

Dann flüstert sie Laila ins Ohr: „Du machst das großartig, meine Kleine.“

Laila lächelt und fährt fort, das Gespräch klug und geschickt zu übersetzen.

Nach vier Stunden und 55 Minuten stehen die beiden Männer jeweils von einem Ende des langen Tisches auf, gehen aufeinander zu und ... geben sich die Hand.

Sie haben eine Einigung erzielt. Sie hassen sich nicht mehr. Sie lächeln sogar ein wenig.

Und Laila? Laila ist total erschöpft, aber sehr zufrieden mit sich. Sie hat durch ihre nicht ganz genauen Übersetzungen dafür gesorgt, dass sich die beiden Staatsmänner versöhnen. Dass der Krieg zwischen ihnen aufhört und kein einziges Kind mehr leiden muss.

Die Nachricht von diesem außergewöhnlichen Tag verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Es gibt keinen Krieg mehr!“, freuen sich die Menschen in den beiden Ländern. Und viele sind erstaunt: „Wie konnte das gelingen?“

Die Antwort kennen nur Laila und ihre Mutter, aber sie wird ihr Geheimnis bleiben. Das Geheimnis von einem kleinen Mädchen, das durch Liebe, Freundschaft und Verständnis eine Verhandlung veränderte und dadurch am Ende die Welt ein bisschen friedlicher machte.





# Die Olive

Luna Al-Mousli



Da bin ich. Zaytouna heiße ich, aber alle nennen mich Zayzay.

Ich bin klein, oval und hab eine schöne Oberfläche. Mit all meinen Geschwistern, Cousins und Cousins, Tanten und Onkeln hänge ich an diesem unglaublich alten Baum in Palästina.

Groß ist der Baum nicht wirklich, aber er hat tiefe Wurzeln und Äste, die sich seit einer Ewigkeit innig umarmen. Ich bin froh, dass ich weit oben hänge, so kann ich die Umgebung gut beobachten. Ich sehe die Hauptstraße, das kleine Häuschen, in dem Sami und Hind wohnen, ich sehe die hohe Betonwand und die Checkpoints, die die israelische Regierung baute, die nur Vögel mühelos überfliegen können. Ich sehe fleißige Bienen und viele andere Olivenbäume, die ganze Hügel bedecken. Manche ein bisschen größer als dieser hier, andere kleiner.

Papa sagt, unser Baum ist vierhundert Jahre alt. Mama sagt, unser Baum ist neunhundert Jahre alt. Tante Suha sagt, unser Baum ist zweitausend Jahre alt. Onkel Hussein sagt, unser Baum ist viertausend Jahre alt. Die Einzige, die das genaue Alter weiß, ist meine Uroma Touna.

Uroma Touna beobachtet, wie der Stamm von Jahr zu Jahr dicker und dicker wird. Sie erzählt gern Geschichten über die Geschehnisse

rund um den Olivenbaum und sagt immer wieder: „Dieser Baum ist älter als wir alle zusammen.“

Morgens, wenn die Sonne scheint, verstecke ich mich hinter den schmalen dunkelgrünen Blättern, um ein paar Minuten länger schlafen zu können. Der Wind bläst die Blätter mal nach links, mal nach rechts, und die Sonne blendet mich. Sobald sie über dem gelben Häuschen steht, küssen mich ihre Strahlen sanft. Langsam öffne ich meine Augen und atme tief ein.

Einatmen. „Heute ist ein guter Tag.“

Ausatmen. „Heute scheint die Sonne.“

Es ist ein besonderer Tag, denn es ist Erntezeit. Ich habe gehört, wie die Familie Rajab über die Abläufe gesprochen hat. Dabei haben sie mit den Händen herumgefuchelt, als ob sie tanzen würden. Die Ältesten der Familie spazierten von Baum zu Baum, fanden Zuflucht im Schatten, streichelten die Blätter und den Stamm, schauten rauf zu uns Oliven, pflückten ein paar von uns, um ihre Reife zu überprüfen, und wanderten weiter.

Dieses Jahr bin ich auch so weit. Ich bin reif. Meine Oberfläche hat einen schönen Verlauf von Lila zu Schwarz, nur oben bin ich noch leicht grün. Alle um mich herum verabschieden sich schon von mir, denn ich bin bereit, die Reise auf mich zu nehmen. Am liebsten will ich zu Olivenöl verarbeitet werden. Meine Essenz würde zu Geltung kommen, und die vielen Sonnenstunden würden sich im Geschmack widerspiegeln. Alle würden die Sonne, den Wind und den Regen schmecken, meine Robustheit und Feinheit, meine Geschichte und die meiner Vorfahren. Mich würde die Familie Rajab zum Frühstück servieren, über den Joghurt gießen oder mich mit Zaatar essen.

Sami und Hind, die Kinder der Familie Rajab, laufen wild durchs Feld, spielen Fangen und Verstecken. Ich höre sie rufen und lachen, unterbrochen von Stille, wenn Raketen eine Wolke in zwei teilen. Dann rennen sie ins Haus, bis auf dem Himmel keine Flugzeuge mehr dröhnen. Ehrlich gesagt habe auch ich Angst vor diesen Raketen, und am liebsten würde ich ebenfalls ins Haus laufen. Wie laute Sternschnuppen stürzen die Raketen auf den Boden und verursachen Chaos. Ich sehe Rauch auf-

steigen und Feuer sich verbreiten. Wenn es mal einen Olivenbaum am Feld trifft, eilt die Familie Rajab mit Wasserkübeln und Decken herbei, um den Brand zu löschen. Auch wenn die Sternschnuppen häufiger und größer werden – nichts bringt die Familie Rajab dazu, die Olivenbäume im Stich zu lassen.

Doch an diesem Herbsttag ist der Himmel klar. Von meinem Ast aus sehe ich Verwandte, Nachbarinnen und Nachbarn, die sich vor der Haustür versammeln. Ich sehe, wie alle hin und her laufen und Dinge vor die Tür stellen. Grüne und blaue Decken, Wasserkrüge, Stöcke, eine Leiter und Körbe.

Zusammen betreten alle das Feld und sammeln zuerst die Oliven, die bereits auf den Boden gefallen sind. Sami, Hind und ihre Cousinen und Cousins machen daraus ein Spiel und sammeln um die Wette. Wer zuerst einen Korb voll hat, hat gewonnen. Die Erwachsenen breiten die Stoffe vorsichtig unter den Olivenbäumen aus. Mit langen Stöcken werden die Äste sanft gerüttelt, während getratscht wird. Der ganze Baum wackelt und tanzt. Ich versuche, mich ebenfalls im Rhythmus zu bewegen und mich mit aller Kraft nach unten zu ziehen. Der Weg scheint weit zu sein, aber ich bin bereit.

Es wird gerüttelt.

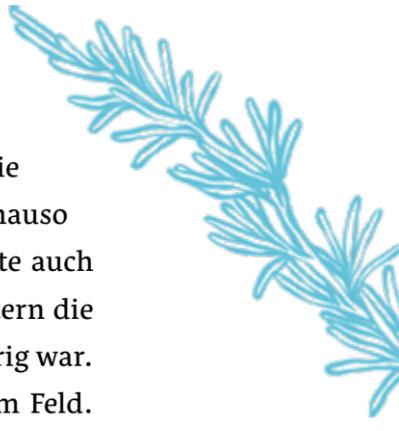
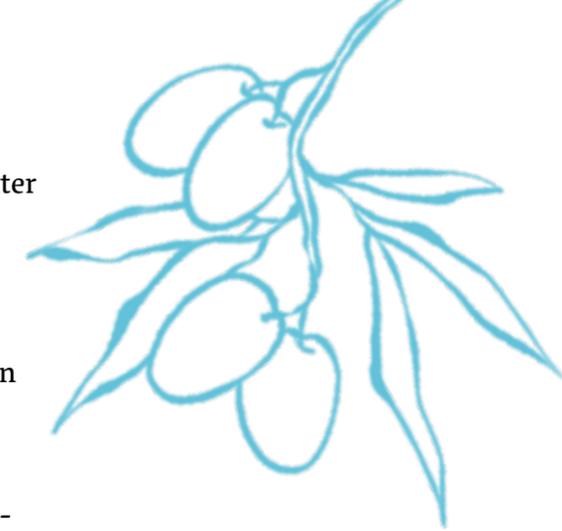
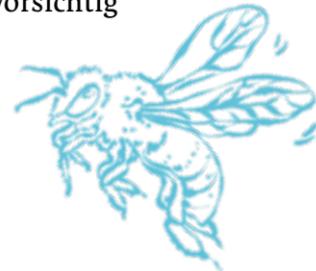
Es wird geschüttelt.

Und schon liege ich auch auf der Decke, umgeben von anderen Oliven, die wie ich sind. Alle sind wir sehr gespannt, wohin die Reise nun geht. Große und kleine Hände sortieren uns nach Farben und Formen. Ich bin aufgeregt.

In welchem Korb werde ich wohl kommen?

Hind sitzt neben mir, im Schneidesitz, ihre lockigen schwarzbraunen Haare fallen ihr immer wieder ins Gesicht. Sie nimmt eine Olive nach der anderen, zeigt sie ihrer Großmutter und wirft sie dann in den entsprechenden Korb.

Die Hand von Hind kommt mir ganz nahe, sie ist klein, mit bunten Fingernägeln. Hind hebt mich hoch, schaut mich ebenfalls prüfend an, ich glänze in der Sonne. Hind wirft mich in den mittleren Korb. Ich komme in den Korb, in dem die Oliven zu Öl verarbeitet werden. Was für ein Traum.



Nach einigen Stunden wird eine Pause eingelegt, unter dem größten Baum wird innegehalten, die Äste werden gestreichelt, und Hinds Oma scheint den Blättern etwas ins Ohr zu flüstern. Dann singt sie mit einer besänftigenden Stimme für den Strauch, den sie hält, ein Liebeslied. Sie wendet sich zu den anderen Bäumen und flüstert auch diesen Geheimnisse zu. Für jeden der Olivenbäume hat sie einen eigenen Spitznamen. Die Großmutter wippt mit dem Oberkörper, Hind und Sami laufen im Kreis um den Baum. Mir wird schwindelig in meinem Korb, wenn ich ihnen zuschaue.

Hinds Oma ist so alt wie meine Uroma Touna. Beide haben eine faltige Haut, sind klein und zerbrechlich. Auf ihrem Kopf trägt sie ein gemustertes Tuch, das sie vor der Sonne schützt. Die anderen Verwandten summen mit ihr mit, singen ihr nach, klatschen oder schnipsen mit den Fingern. Mit einem großen Lächeln wackeln sie sanft mit dem Kopf. Ich höre den Stimmen zu, wie sie mal lauter, mal leiser werden, und beobachte die Wolken am Himmel. Bald kann ich auch den Mond sehen, und ein kühler Windstoß schubst mich von einer Seite zur anderen Seite des Korbes. Ich verliere mich in der Aussicht, zähle die Sterne immer und immer wieder. Hind und Sami legen sich zu ihrer Großmutter. Sie streichelt beiden durchs Haar und erzählt ihnen, wie sie als Kind genauso unter diesem Olivenbaum lag und die Sterne beobachtete. Sie rannte auch von Baum zu Baum, sammelte mit Verwandten und ihren Geschwistern die fallenden Oliven vom Boden. Manchmal biss sie rein, wenn sie hungrig war. Doch am liebsten genoss sie die Gesänge der Frauen und Männer am Feld. Sie erzählt, dass das Feld mindestens doppelt so groß war und dass ein Feld ins nächste überging. Doch viele Familien wurden vertrieben, ihre Häuser wurden gestürmt und ihre Olivenbäume verbrannt.

Hinds Oma erzählt von der Bedeutung der Olivenbäume. Und dass sie selbst wie die Olivenbäume für ihre Hartnäckigkeit, Furchtlosigkeit und den Widerstand immer Zaytouna genannt wurde. Das heißt Olive. Hinds Oma trägt meinen Namen als Spitznamen.

Irgendwann fängt Zaytouna wieder an zu singen:



يلا تنام يلا تنام  
ليجي طير الحمام  
أه يا حمام لا تتأخر  
جيب معك غصن الزيتون لأنام

يلا تنام يلا تنام  
ليجي طير الحمام  
أه يا حمام لا تتأخر  
جيب معك زعتر كمان

يلا تنام يلا تنام  
ليجي طير الحمام  
أه يا حمام لا تتأخر  
رجعلي بلادي لأنام

Oma Zaytouna summt weiter, bis Hind und Sami ihre Augen schließen. Und auch ich fühle mich von ihrer Stimme umarmt, sicher und geborgen.

Schlafet ein, Schlafet ein  
Bis die Tauben kommen  
Ah, ihr Tauben, bitte eilt  
Bringt mir einen Olivenzweig

Schlafet ein, Schlafet ein  
Bis die Tauben kommen  
Ah, ihr Tauben, bitte eilt  
Bringt mir einen Thymianzweig

Schlafet ein, Schlafet ein  
Bis die Tauben kommen  
Ah, ihr Tauben, bitte eilt  
Bringt mir mein Land zurück  
Damit ich schlafen kann



# Goeie dag und Salam Alaikum

Tanja Mairhofer



Stell dir ein kleines, verwinkeltes Städtchen in der Nähe von Salzburg in Österreich um 1984 vor. Hier wohnte seit nicht allzu langer Zeit ein Mädchen namens Toni.

Eigentlich hieß sie Antonia, aber alle nannten sie Toni, weil sie oft für einen Jungen gehalten wurde und sich Toni schneller sagen ließ. Verwinkelt war das Städtchen deshalb, weil es schon ganz alt war und die Leute über Jahrhunderte hinweg kreuz und quer Häuser gebaut hatten. Die Sonne war hier viel schüchterner als in Südafrika, einem Land am südlichsten Zipfel Afrikas. Südafrika deshalb, weil Toni dort geboren wurde und bis vor Kurzem noch dort gelebt hatte.

Wie es dazu kam, fragst du dich? Tonis Eltern waren sehr neugierige Menschen. Zwar sind sie beide in diesem verwinkelten Städtchen zur Welt gekommen, haben sich aber wegen ihrer großen Neugier irgendwann auf den Weg gemacht, um fremde Länder zu erkunden. Weltenbummler eben. Auf dieser langen Reise ist dann Toni zur Welt gekommen.

In Südafrika lebte Tonis Familie abgekapselt von der Außenwelt, in einer Gegend, die von hohen Mauern, Wachleuten und verschlossenen Toren

umgeben war. Toni wohnte sehr gerne in ihrer Siedlung, denn dort lebten viele Kinder, die aus allen Ecken der Welt stammten. Sie hatte Freunde aus Spanien, China und Frankreich. Zusammen waren sie sogenannte „Expats“. Expats sind Menschen, die in ferne Länder ziehen, um dort zu arbeiten. Unter Expats findet man turboschnell Freunde, da ja jeder neu hergezogen ist und man sich überall auf der Welt über nette Gesellschaft freut. Manche dieser Expats gingen nach einiger Zeit wieder zurück in ihre alte Heimat, andere zogen weiter, und andere blieben für immer dort.

Auch Tonis Mama wollte wieder zurück. Sie hatte große Sehnsucht nach dem verwinkelten Städtchen und den Leuten, die sie schon lange kannte. Außerdem herrschte in Südafrika die Apartheid. Früher wurden Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe sehr ungerecht behandelt. Die Schwarze Bevölkerung wurde von der weißen getrennt, und es gab viele Regeln, die verhindern sollten, dass Menschen mit unterschiedlicher Hautfarbe zusammenleben, arbeiten oder zur Schule gehen konnten. Das führte zu sehr viel Leid und Armut unter der Schwarzen Bevölkerung.

Tonis Mama war traurig von dem, was sie in Südafrika gesehen hatte, und müde vom vielen Reisen. Ihr Papa wollte unbedingt weiterreisen, deshalb ließen sie sich scheiden. Das ist auch der Grund, warum Toni nun in Mamas alter Heimat war. Das war aber nicht Tonis Heimat, die dieses bergige Land nur aus Erzählungen kannte. Sie vermisste ihren Papa und ihr geliebtes Afrika.





In Südafrika sprach Tonis Familie Hochdeutsch und ein bisschen Afrikaans. Afrikaans ist eine Sprache, die sich so anhört, als wäre Niederländisch mit vielen anderen Sprachen einmal ordentlich durchgeknetet worden.

Da Toni meist auf Englisch mit ihren Freunden redete, entstand zu Hause manchmal ein richtiges Sprach-Kuddelmuddel. So konnte ein Satz gerne mal so klingen: „Mummy, darf ich heute mit der Li after school einen Movie anschauen? Papa het Ja gesê“, was so viel hieß wie: „Mama, darf ich nach der Schule mit der Li einen Film anschauen? Papa hat Ja gesagt.“

Von den Telefonaten mit der Oma wusste Toni ungefähr, was in Österreich auf sie zukommen würde: Ein witziger Dialekt, den sie aber noch nicht so richtig verstand. Die Oma sagte gerne so Sachen wie: „Griaß di, kloans Spatzl, da is' d'Kathi-Oma. Wie geht's da denn?“ Sollte so viel heißen wie: „Ich grüße dich, du kleiner Sperling, hier ist deine Großmutter Katharina. Wie geht es dir?“ Manchmal musste Toni ein paar Mal nachfragen, bis sie sie richtig verstand. Sie kannte ihre Oma nur vom Telefon; umso aufregender war es, als Tonis Oma sie und ihre Mama vom Flughafen abholte und Toni von ihr das erst Mal richtig dolle gedrückt wurde. Toni fühlte sich sehr wohl, so eingequetscht von ihrer komisch redenden Oma.

An ihrem ersten Tag in Österreich schneite es. Toni hatte vorher noch nie echten Schnee gesehen; sie kannte ihn nur aus Filmen oder von Bildern. Alles sah so aus, als hätte jemand großzügig Zucker über die Landschaft geschüttet. Der Schnee glitzerte, als wären Tausende winzige Kristalle darin. Auf dem Auto der Oma lag eine dünne Schneeschicht. Während ihre Oma und Mama das Gepäck im Auto verstauten, berührte Toni den Schnee mit den Fingern. Es schien, als würde er beginnen zu schmelzen, sobald man ihn anfasste. Sie sammelte ihn mit beiden Händen ein, schleckte daran und stellte fest, dass er wie Wasser schmeckte. Als sie versuchte, die Schneeflocken mit der Zunge einzufangen, sagte die Oma: „Pfui Deifi, Spatzl, eini ins Auto mit dir, es is zapfig heit!“, was so viel bedeutete wie: „Igitt, kleiner Sper-



ling, komm ins Auto, es ist kalt hier draußen!“

Während der Autofahrt klebte Toni neugierig an der Fensterscheibe. Die schneebedeckte Landschaft war faszinierend, und das verwinkelte Städtchen war wunderschön, aber eisig kalt, als würde man durch eine Tiefkühltruhe fahren.

Nach ihrer Ankunft begann für Toni auch schon die Schule. Am ersten Schultag steckte ihre Mama sie in ein Dirndl. Sie fühlte sich total kostümiert, wie eine Bauernprinzessin oder so. Doch die Oma fand es entzückend: „Mei, so liab schaut aus, du kleine Resi“, was so viel bedeutete wie: „Ach, das sieht ja hübsch aus, du kleine Elisabeth.“ Warum die Oma sie Elisabeth nannte, war Toni ein Rätsel. In Südafrika trug niemand ein Dirndl; für die Schule gab es Uniformen. Aber kannst du dir vorstellen, was noch viel schlimmer war als Tonis Kleidung? Da sie mitten im Schul-

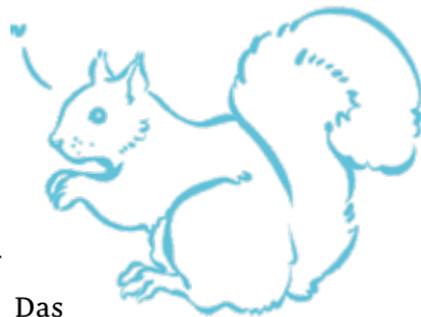




jahr ankam, hatten alle Kinder schon einen Banknachbarn und machten auch nicht den Eindruck, als würden sie eine weitere Freundin brauchen. Manche kannten sich schon seit der Krippe. Die Klassenlehrerin Frau Winterhofer war sehr lieb. Sie sprach als einzige keinen Dialekt. In Südafrika fiel Toni mit ihren rotblonden Haaren immer auf. In ihrer neuen Schule gab es jedoch ein paar Kinder, die so aussahen wie sie. Trotzdem fühlte sich Toni hier fremder als in Südafrika. Ihre Mitschüler ließen sie absichtlich so komische Sachen in ihrem Dialekt sagen: „Sag mal Oachkatzschwof“, was so viel hieß wie: Eichhörnchenschwanz. Toni sagte dann „Ochkatzenschweiß“, und alle lachten.

Auch wenn sie in der Schule oft einsam war, bei der Oma war es schön. Tonis Opa starb schon vor ihrer Geburt. Die Oma sagte immer: „Den Schmah und die Himmelfahrtsnase host fei voi vo deim Opa.“ Gemeint war: „Den Humor und die Stupsnase hast du vom Opa.“ Opas Büro ließ die Oma noch so, wie er es verlassen hatte, bevor er in den Himmel kam. Sogar die stinkige Zigarre ließ sie noch im Aschenbecher. Toni fühlte sich ihrem Opa in dem holzvertäfelten Raum mit dem großen Ledersessel und den Malereien aus aller Welt sehr nahe. Außerdem standen dort zahlreiche Bücher, zum Beispiel eine Enzyklopädie. Das waren zwanzig Bücher, die zusammengehörten. Ihr Opa hatte damit eine riesige Schatzkiste voller Wissen über Tiere, Menschen, Pflanzen, Länder und noch viel mehr. Das Schöne an den Büchern waren die vielen Bilder darin. Sie las, wie die Menschen in anderen Ländern lebten, über ihre Bräuche, Feste, Musik und ihr Essen. Dann schloss Toni die Augen und ließ die Bilder aus der Enzyklopädie zu einem Film werden. So konnte sie in ihrer Fantasie an alle Orte der Welt reisen.

Meist war sie dabei alleine, das änderte sich aber bald, als nach den Osterferien Amir zu ihr in die Klasse kam. Amir kam aus dem Iran und musste mit seiner Familie nach Österreich fliehen. In seiner alten Heimat herrsch-



te Krieg. Weil Amirs Eltern große Angst um ihr Leben hatten, verließen sie das Land.



Amir hatte braune Augen und dunkle Haare, und seine Haut war auch etwas dunkler als die von Toni. Er konnte richtig gut Deutsch, weil seine Mama auch aus diesem verwinkelten Städtchen kam. Amirs Papa stammte aus dem Iran, studierte aber vor vielen Jahren in Österreich, wo sich seine Eltern volle Möhre ineinander verknallt hatten. Gemeinsam zogen sie dann in den Iran. Dort hat es Amirs Mama sehr gut gefallen, aber als der Krieg ausbrach, wollte sie nur noch weg. Und da saß er nun in der Schulbank neben Toni, der Amir.

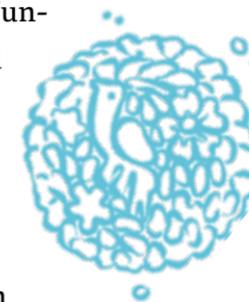


Er verstand den Dialekt auch nicht so gut, weshalb sich nun die Kinder mit ihren „Oachkatzschwof-Witzen“ auf den armen Jungen stürzten. Toni wusste genau, wie sich das anfühlte, und tröstete ihn. Beide waren ein bisschen anders als die anderen Kinder, und das verband sie.

Die Oma war sehr froh darüber, dass Toni nun Amir als Freund hatte. Deshalb lud sie und Tonis Mama Amirs Familie zum legendären Schnitzeessen ein – Omas tellergroße Schnitzel schmeckten nämlich wirklich jedem. Nach dem Essen, als die Erwachsenen über die politischen Zustände in ihrer Heimat sprachen, nutzten Toni und Amir die Gelegenheit, um sich abzuseilen.

Toni zeigte ihm Opas Büro. Amir war begeistert von den tollen Bildern und der Enzyklopädie. Darin fand er das Elburs-Gebirge nahe Teheran, seiner Geburtsstadt. Das sah ein bisschen so aus wie Salzburg. Dort gab es eine Stadt und ein Gebirge mit Schneekuppen drum herum. Außerdem zeigte er ihr einen persischen Leoparden. Sie sammelten all diese Bilder im Kopf und starteten damit eine Reise durch den Iran. Sie schlossen die Augen und flogen im Heißluftballon über die geheimnisvolle Wüste Lut bis nach Teheran. Dort machten sie halt und Toni kaufte sich in einem Bazar eine Wunderlampe und einen fliegenden Teppich.

Am nächsten Tag in der Schule sprachen sie noch immer darüber. Sie erzählten auch ihrer Lehrerin, der Frau Winterhofer, von der Enzy-



klopädie und der Fantasiereise. Die Lehrerin ermutigte die beiden, im Heimatunterricht der Klasse etwas über ihr ehemaliges Zuhause zu erzählen. Das ließen sich die beiden nicht zweimal sagen, und so begannen die Vorbereitungen für ihren Vortrag namens „Goeie dag und Salam Alaikum“, denn so begrüßt man sich auf Afrikaans und Persisch.

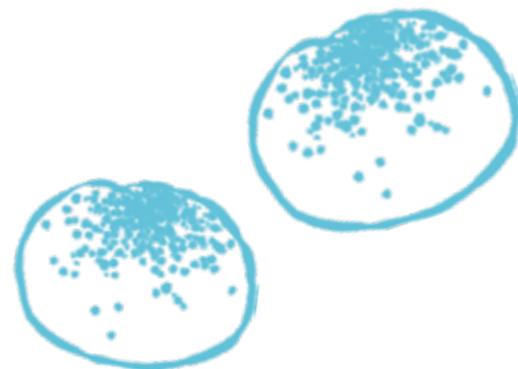
Von ihren Eltern bekamen die beiden ganz viele Fotos. Auch in der Enzyklopädie konnten sie eine Menge Wissenswertes finden. Toni zeigte ihren Mitschülern Bilder von einem Familienausflug in den Krüger-Nationalpark, einen der größten Wildparks Afrikas. Dort kann man die „Big Five“ also die „Großen Fünf“ in freier Wildbahn erleben, das sind Löwen, Leoparden, Elefanten, Nashörner und Büffel. Außerdem zeigte sie den Mitschülern ein Foto, auf dem sie mit ein paar putzigen Brillenpinguinen am Boulders Beach in der Nähe von Kapstadt zu sehen war. Das sorgte für viele „Ahhhs“ und „Ohhhs“.

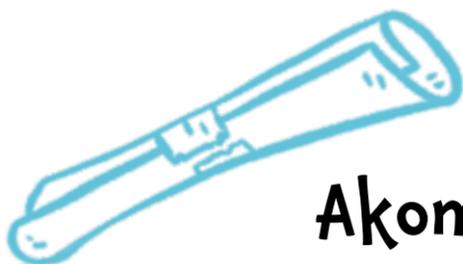
Dann spielte sie den Kindern ein Lied namens „Pata Pata“ aus Südafrika vor, gesungen von einer Künstlerin namens Miriam Makeba in der offiziellen südafrikanischen Amtssprache isiXhosa. Das Lied war einst ein Welterfolg und sorgte für eine gute Stimmung in der Klasse. Frau Winterhofer ließ sich mitreißen und begann fröhlich mitzuwippen.

Amir fütterte die Kinder mit persischen Süßigkeiten und allerlei interessanten Geschichtshäppchen. Er erzählte, dass der Iran früher mal Persien hieß und riesengroß war. Viele bedeutende Wissenschaftler und Künstler kamen von dort. Dann zeigte er Fotos von den beeindruckenden Ruinen der einst mächtigen Stadt Persepolis. Zum Schluss verteilte er Nan-e Berenji, eine traditionelle Mehlspeise, die die Klasse in null Komma nix verputzte.



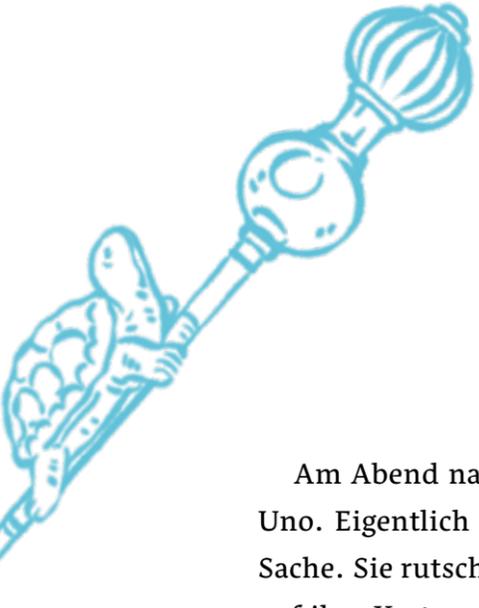
Die Schüler waren begeistert von den Ausflügen in diese beiden Länder. Sie fanden es interessant, etwas über ihre Herkunftsländer zu erfahren. Und obwohl Toni und Amir vielleicht noch länger brauchten, bis sie „Oachkatzschwaf“ so ganz richtig sagen konnten, merkten ihre Mitschüler, dass dieses Anderssein auch irgendwie „leiwand“ sein kann. Das ist Dialekt und bedeutet irgendwie „super“.





# Akoma und die Legende von Mansa Musa

Dayan Kodua



Am Abend nach dem Essen spielen Akoma und ihre Eltern eine Runde Uno. Eigentlich liebt Akoma dieses Spiel, aber heute ist sie nicht bei der Sache. Sie rutscht auf ihrem Stuhl herum, schaut öfter aus dem Fenster als auf ihre Karten und legt manchmal eine Karte ab, ohne wirklich zu überlegen.

„Mein Schatz, ist alles in Ordnung?“, fragt Papa. „Du wirkst so unruhig.“

Akoma schaut ihren Vater an. Sie kratzt ihre Nasenspitze. Schließlich fragt sie: „Haben eure Eltern euch als Kinder auch Geschichten vorgelesen?“

Papa lächelt. „Ich habe viele Geschichten von meinen Eltern gehört. Aber nicht aus Büchern.“

Akomas Augen werden ganz groß. „Warum denn nicht?“, will sie wissen.

„Geschichten wurden früher, als wir klein waren, mündlich von Generation zu Generation weitergegeben“, erklärt Mama. „Warum möchtest du das wissen?“

„Wir haben doch bald Projekttag in der Schule. Da sollen alle eine Geschichte vorstellen“, antwortet Akoma. Sie legt ihre Uno-Karten ab. „Könnt ihr mir eine erzählen?“

„Natürlich, mein Schatz“, antwortet Papa.

„Wir können jede Menge erzählen“, fügt Mama hinzu. „Wenn ich zum Beispiel als kleines Mädchen bei meiner Oma im Dorf war, haben sich nach dem Abendessen alle Kinder draußen versammelt. Mein Onkel hat ein großes Feuer gemacht. Wir haben auf dem Boden gesessen, Nüsse und gerösteten Mais geknabbert und Geschichten über Ananse gehört.“

„Ananse?“, wiederholt Akoma. „Wer ist das?“

„Ananse ist eine schlaue und listige Spinne, die oft als Trickster oder weiser Berater dargestellt wird“, erzählt Mama.

„Sie ist eine wichtige Figur in den Geschichten der Akan.“

„Was bedeutet Trickster?“, fragt Akoma weiter. Sie ist so aufgeregt, dass sie auf ihrem Stuhl hin und her zappelt.

„Ein Trickster ist jemand, der gerne Streiche spielt oder Dinge durcheinanderbringt“, sagt Mama.

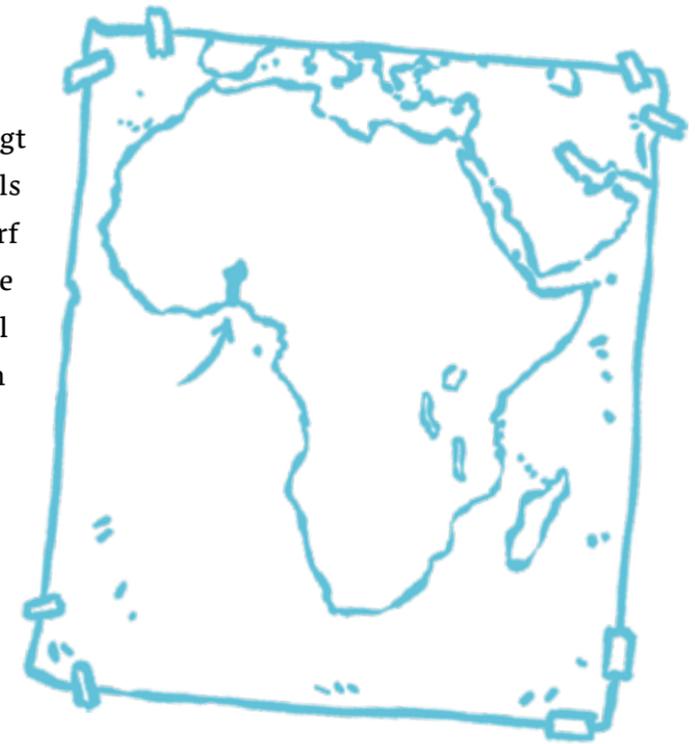
Akoma zögert kurz, dann fragt sie: „Und was ist noch mal Akan?“

„Du gehörst zu den Akan, mein Schatz“, sagt Mama und zwinkert Akoma zu. „Die Akan sind Leute aus Westafrika, vor allem aus Ghana. Es gibt verschiedene Gruppen, wie die Akuapem, die Akyem, die Fante oder die Aschanti, zu denen wir gehören. Die sind in der Geschichte Ghanas bekannt als mutige Krieger.“

„Ich habe die Ferien immer bei meiner Oma und meiner Verwandtschaft in Abetifi verbracht, eine Stadt in der Eastern Region von Ghana, die im Süden des Landes liegt“, schaltet sich Papa ein.

„O ja, da waren wir doch letztes Jahr zu Ostern“, erinnert sich Akoma. „Das war toll! Vor allem die Höhlen im Abetifi Stone Age Park!“

„Die waren wirklich toll“, stimmt Papa zu. „Und von Oma habe ich meine Lieblingsgeschichte: die von





Mansa Musa, dem reichsten Menschen der Welt.“

Akoma lehnt sich gespannt nach vorn. „Musa Musa? Wer ist das?“

„Mansa Musa, mein Schatz“, berichtet Mama sie liebevoll.

„Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebte in Mali in Afrika ein mächtiger König namens Mansa Musa ...“, fängt Papa an.

Während er erzählt, werden Akomas Augen immer größer. Und als er fertig ist, weiß Akoma, dass sie diese Geschichte unbedingt mit ihrer Klasse teilen möchte.

In den nächsten Tagen liest Akoma mit ihren Eltern alles, was sie über Mansa Musa im Internet finden können. Sie sammeln Bilder, die sie auf ein großes Plakat kleben. Währenddessen erzählt Akoma ihren Eltern wieder und wieder, was sie gelernt hat. Damit sie sich die Geschichte besser merken kann. Am Abend vor dem großen Tag kann sie vor lauter Aufregung trotzdem nicht einschlafen.

Als Akoma am nächsten Morgen aufwacht, ist die Aufregung immer noch da. Sie kribbelt richtig im Bauch, und Akoma kann es kaum erwarten, ihre Geschichte zu erzählen.

Mama und Papa haben schon Frühstück gemacht. Nach dem Frühstück sprechen sie wie immer gemeinsam ihr Dankgebet.

„Ich bin dankbar für einen neuen Tag, für mein schönes Zuhause und dafür, dass ihr mir die Geschichte von Musa Musa erzählt habt!“, verkündet Akoma. Dann fügt sie etwas leiser hinzu: „Hoffentlich gefällt sie den anderen auch.“

„Er heißt Mansa Musa“, verbessert Mama mit einem Lächeln. „Und seine Geschichte zeigt uns, wie wichtig es ist, selbstbewusst zu sein. Sei stolz auf deine Kultur und zeig deiner Klasse, wie spannend die afrikanische Geschichte ist. Das wird toll, glaub mir.“

Akoma verabschiedet sich mit einem Kuss von ihrer Mutter.

Papa begleitet sie zur Schule.

Unterwegs schaut Akoma immer wieder zu ihm auf. Schließlich fragt sie: „Papa, glaubst du, die anderen mögen meine Geschichte?“



Papa legt eine Hand auf ihre Schulter. „Erzähl sie so, wie du sie uns erzählt hast. Mit Herz und Leidenschaft. Dann wird deine Klasse begeistert sein.“

„Ich versuch's“, antwortet Akoma. „Danke, Papa.“

Als sie die Schule erreichen, beugt sich Papa zu Akoma herunter und gibt ihr einen Kuss auf die Stirn. „Viel Erfolg, meine Kleine. Ich bin stolz auf dich.“

Mit neuem Mut betritt Akoma den Schulhof.

Dort warten ihre Freunde Maja und Kwame schon auf sie.

„Ich habe eine tolle Geschichte für den Projekttag!“, sprudelt es aus Akoma heraus. „Von einem Mann, der der reichste Mensch der Welt war.“

Doch bevor Maja oder Kwame etwas sagen können, mischt sich ihre Mitschülerin Hanne ein: „Beim Projekttag geht es doch um Märchen und Legenden. Was hat der reichste Mensch der Welt damit zu tun?“

Akomas Herz pocht heftig. Sie holt tief Luft, will etwas sagen – aber plötzlich fällt ihr nichts mehr ein.

Zum Glück antwortet Kwame: „Mansa Musa ist eine Legende aus Afrika!“

Und Maja ergänzt: „Das macht unseren Projekttag noch schöner und bunter.“

Hanne schüttelt den Kopf und macht „Pfff“. Dann dreht sie sich um und geht einfach weg.

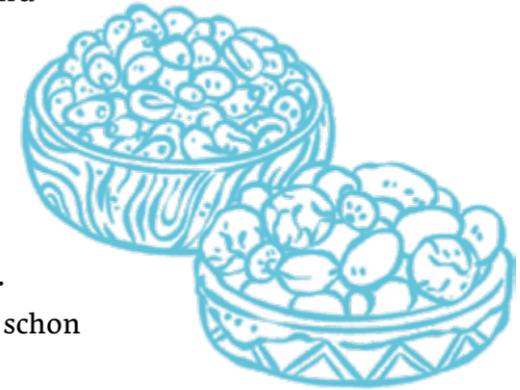
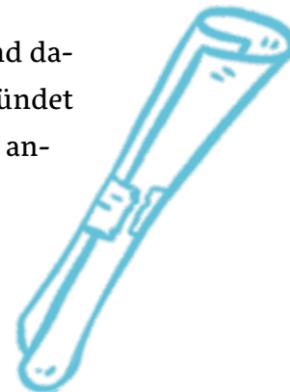
Akoma und ihre Freunde bleiben verduzt zurück.

Akoma möchte etwas sagen, findet aber keine Worte. Es ist, als ob ihre Stimme sich versteckt hat.

„Du kennst doch Hanne“, sagt Kwame. „Die ist immer so. Mach dir keine Sorgen.“

„Schon okay“, murmelt Akoma. Sie seufzt. Dann folgt sie ihren Freunden mit gesenktem Kopf in ihr Klassenzimmer.

„Guten Morgen, Kinder!“, begrüßt Frau Aydin die Klasse. „Heute werden wir über tolle Legenden und Geschichten sprechen. Wer möchte anfangen?“



Kwame springt auf und ruft: „Ich möchte, Frau Aydin!“

„Sehr gut, Kwame“, antwortet die Lehrerin.

Kwame rennt nach vorn zu Frau Aydins Tisch. Seine Augen glänzen, als er anfängt zu sprechen: „In Afrika – genau dort, wo heute das Land Benin liegt – gab es früher ein Königreich, das hieß Dahomey.“ Er zeigt auf die Weltkarte, die er vorher an die Tafel gehängt hat, und deutet auf Benin. „Und wisst ihr was? In Dahomey gab es richtig starke Frauen, die als Kriegerinnen ihr Land beschützt haben. Sie heißen Dahomey-Amazonen ...“

Nach Kwame berichtet Maja von einem Mädchen aus Kuba: „Dieses Mädchen wollte Trommel spielen, auch wenn das eigentlich nur Jungs durften. Sie hat sich aber nicht unterkriegen lassen. Sie hat geübt und geübt und wurde schließlich die erste Trommlerin Kubas!“

Während ihre Mitschülerinnen und Mitschüler nach und nach ihre Geschichten erzählen, sitzt Akoma wie angewurzelt auf ihrem Platz. Sie blickt zu Boden und zupft an ihren Locken. Ab und zu kratzt sie ihre Nasenspitze. Die Minuten rauschen nur so vorbei. Jedes Mal, wenn Frau Aydin jemanden aufruft, kribbelt es in Akomas Bauch.

Schließlich ist Lucas an der Reihe. Er erzählt die Legende vom Rattenfänger von Hameln. Kurz bevor die Geschichte zu Ende ist, sieht Akoma sich schnell in der Klasse um. Und ihr wird klar, dass alle anderen dran waren. Ihr Herz klopft so laut, dass es bestimmt jeder hören kann.

Als Lucas fertig ist, lächelt Frau Aydin ihn an. „Danke, Lucas, das war sehr interessant“, sagt sie. Ihr Blick wandert durch die Klasse. „Dann bleibt uns für heute noch eine letzte Geschichte. Akoma, bist du bereit für deinen Vortrag?“

Akoma schluckt. „Ja, Frau Aydin“, antwortet sie leise und steht langsam auf. Ihre Beine zittern, während sie nach vorn geht. Als sie den Tisch von Frau Aydin erreicht, fühlen sich ihre Hände schwitzig an. „Es war einmal ...“, beginnt sie, aber die Worte kommen ganz piepsig aus ihrem Mund.

Ein paar Kinder kichern. Hanne grinst boshaft.



Akoma spürt, wie ihre Wangen warm werden. Sie fühlt sich plötzlich ganz klein. Da sieht sie Maja und Kwame, die ihr zulächeln und nicken. „Frau Aydin, darf ich noch mal anfangen?“, fragt sie.

„Natürlich, Akoma“, antwortet Frau Aydin. „Lass dir Zeit.“

„Danke“, murmelt Akoma. Sie holt tief Luft. Und als sie ihre Geschichte von vorn beginnt, klingt ihre Stimme fester: „Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebte in Mali in Afrika ein mächtiger König namens Mansa Musa. Er herrschte über ein großes Reich, besaß unglaublich viel Gold und erlebte spannende Abenteuer.“

Akoma schaut sich kurz um.

Frau Aydin schenkt ihr ein aufmunterndes Lächeln. Maja und Kwame halten die Daumen hoch.

Langsam lässt Akomas Aufregung nach, und sie erzählt weiter: „Eines Tages entschied sich Mansa Musa, eine besondere Reise nach Mekka zu machen. Dort wollte er sich bei Gott für seinen Reichtum bedanken. Er hat sich gut auf die Reise vorbereitet und eine riesige Menge Goldmünzen und Edelsteine mitgenommen, um sie auf dem Weg zu verteilen. Sein Schatz war so groß, dass es fünftausend Kamele brauchte, um ihn zu tragen.“

Ein Raunen geht durch die Klasse.

„Fünftausend Kamele?“, ruft Kwame. „Das ist krass!“

Nur Hanne guckt finster drein und flüstert ihrer Sitznachbarin Su zu: „So viele Kamele kann doch kein Mensch haben!“

Akoma schluckt und kratzt ihre Nasenspitze, spricht dann aber weiter: „Auf der Reise hat Mansa Musa viele Menschen getroffen: Händler, Krieger, aber auch einfache Leute in kleinen Dörfern. Er hat seinen Schatz mit ihnen geteilt und den Armen geholfen. Die Leute staunten, wie reich und großzügig der König war.“

Inzwischen hört die ganze Klasse gespannt zu. Es ist so still im Zimmer, dass man eine Stecknadel fallen hören könnte.

Akoma lächelt und kommt zum nächsten Teil ihrer Ge-



schichte: „Nachdem er aus Mekka zurück war, hatte König Mansa Musa eine neue Idee. Er wollte die erste Universität der Welt in seinem Königreich Mali bauen. Er war nämlich der Meinung, dass ein schlauer Kopf viele tolle Ideen hat. Deshalb wollte er, dass alle in seinem Königreich schlau werden. Weil dann Leute aus anderen Ländern mit den Menschen sprechen und handeln wollen.“

Stolz zeigt Akoma ihr Plakat von der Universität von Sankore, eine der ersten und bedeutendsten Hochschulen der Welt.

Ihre Klassenkameraden recken die Köpfe, um besser zu sehen. Auch Frau Aydin betrachtet das Plakat aufmerksam.

„Mansa Musa hat die klügsten Lehrer und Baumeister seines Königreichs zusammengetrommelt, damit seine Idee wahr wird. Er wollte, dass seine Universität ein besonderer Ort wird, wo Menschen aus vielen verschiedenen Ländern sich treffen, um voneinander zu lernen. Und seine Idee hat funktioniert!“, berichtet Akoma weiter. Dabei bemerkt sie, dass Hanne gar nicht mehr so finster schaut. Sie guckt sogar fast freundlich. Das macht Akoma Mut, und sie beendet ihre Geschichte: „Viele Menschen

finden Mansa Musa toll, weil er mit seinem Geld anderen geholfen hat. Und weil er gezeigt hat, dass es schön und wichtig ist, wenn man anderen Gutes tut.“

Als Akoma fertig ist, klatscht die ganze Klasse. Sogar Hanne rutscht ein kleines „Wow!“ heraus.

„Das war eine sehr schöne Geschichte, Akoma“, sagt Frau Aydin. „Toll, dass wir etwas über Mansa Musa erfahren konnten.“

„Das war total spannend!“, ruft Maja.

„Meine Eltern haben mir auch von Mansa Musa erzählt“, berichtet Kwame. „Er war nicht nur reich, sondern noch dazu ein echt netter und schlauer König.“



„Genau!“, bestätigt Akoma.

Da meldet sich Hanne. „Musa Musa war echt cool“, gibt sie zu. „Entschuldige, dass ich vorhin gemein zu dir war.“

Akoma lächelt. „Mansa Musa, so heißt er“, sagt sie.

„Mansa Musa“, wiederholt Hanne. Sie lächelt ebenfalls.

Und genau in diesem Moment läutet die Schulglocke.

Während Akoma ihr Plakat zusammenrollt, kommt Maja auf sie zu. „Das war so toll, Akoma!“, sagt sie. „Kannst du uns bald noch eine Geschichte erzählen?“

Kwame, der neben Maja steht, nickt eifrig.

Sogar Hanne kommt dazu und fragt: „Hast du noch mehr Geschichten?“



„Klar“, verkündet Akoma. „Das nächste Mal erzähle ich euch von einer mutigen Königin!“

Die anderen jubeln, und Akoma strahlt. Sie kann es kaum abwarten, noch mehr Geschichten mit ihren Freunden zu teilen. Und ein bisschen Stolz ist auch in ihrem Herzen. Denn so wie ihre Großeltern und Eltern sorgt sie jetzt dafür, dass all die spannenden Menschen und Legenden aus Afrika weiterleben.



## Kreative

**Luna Al-Mousli** wuchs in Damaskus auf und lebt und arbeitet heute als Autorin, Grafikdesignerin und Kulturschaffende in Wien. Ihr erfolgreiches Debüt *Eine Träne, ein Lächeln. Meine Kindheit in Damaskus* wurde mit dem Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis ausgezeichnet. Ihre Arbeit schafft neue Räume und bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Kunst, Literatur und Community Building.

**Natalie Amiri** studierte Diplom-Orientalistik und Islamwissenschaft in Bamberg. Sie arbeitet als Moderatorin und Korrespondentin für die ARD. Von 2015 bis 2020 leitete sie das ARD-Studio in Teheran und ist Autorin zahlreicher viel beachteter Bücher über die Verhältnisse im Iran und in Afghanistan.

**Daniel Bielenstein** verbrachte seine frühe Kindheit in Japan und seine Jugend in Bonn. Ein Schuljahr verlebte er bei den Apachen in Arizona; ein Studienjahr führte ihn wieder nach Tokio. Heute lebt er als Journalist und Autor von Büchern für Erwachsene (*Inspektor Takeda*) und Kindern in Hamburg.

**Susann Bee** ist Kinderbuchautorin und -illustratorin. In ihren Geschichten spielen Schwarze Heldinnen die Hauptrolle. Susann Bee engagiert sich für eine tolerante Welt für alle Kinder – denn nur das, was für Kinder sichtbar ist, zählt auch.

**Simak Büchel** wuchs auf in Bonn, studierte Biologie, Philosophie und Germanistik und leitete internationale Jugendbegegnungen in Ostafrika. Mit einer Arbeit über Fremd- und Selbstbilder wurde er promoviert. Seit 2007 ist er freier Autor und bringt Kindern mit seinen Abenteuer-Lesungen die Faszination für Geschichten näher.

**Eva Dax** ist auf einem Bauernhof aufgewachsen, hat Literatur studiert und war viele Jahre Redakteurin beim Rundfunk. Als Co-Founderin von Dully&Dax entwickelt sie heute Bücher und Medieninhalte für Kinder. Lisa Myroshnykova und ihre Familie waren im Jahr 2022 zunächst ihre Gäste und später ihre Nachbarn.

**Regina Feldmann** hat deutsch-ghanaische Wurzeln und ist in Niedersachsen aufgewachsen. Nach zehn Jahren in der Tourismusbranche und Stationen auf Malta, Irland, New York und Portugal wurde Berlin ihre Wahlheimat, wo sie heute mit ihrer Familie lebt und Kinder- und Jugendbücher schreibt.

**Abdullah İncekan** wurde in Türkisch-Kurdistan geboren und kam als Grundschulkind nach Deutschland. Er studierte Germanistik, Turkologie, Deutsch als Zweitsprache und Interkulturelle Pädagogik an der Universität Duisburg-Essen. An der Universität Bamberg promovierte er im Bereich Linguistik. Er ist Autor zahlreicher Bücher in den Sprachen Deutsch, Kurdisch und Türkisch. Abdullah Incekan lebt und arbeitet im Ruhrgebiet.

**Ndey Bassine Jammeh-Siegel** ist in Gambia geboren und aufgewachsen. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Hannover. Sie ist Autorin, Sozialarbeiterin, Sensitivity-Readerin und Gründerin von AfroKids Germany, wo sie sich für inklusive und vielfältige Kinder- und Jugendliteratur engagiert.

**Andrea Karimé** wuchs in Kassel zwischen deutscher und libanesischer Sprache und Kultur auf. Sie studierte Kunst- und Musikerziehung, arbeitete in einem Treffpunkt für geflüchtete Familien und war zwölf Jahre Grundschullehrerin in Leverkusen. Heute lebt und schreibt sie in Köln. Ihr Kinderbuchwerk wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Preis der Jungen Literaturhäuser 2023.

**Dayan Kodua** ist SchauspielerIn, Sprecherin, Autorin sowie Gründerin und Geschäftsführerin des Gratitude Verlags. Geboren in Ghana und aufgewachsen in Kiel, studierte sie nach ihrem Abschluss als Wirtschaftsassistentin Schauspiel in Berlin und Los Angeles. Neben ihrer Schauspielkarriere gibt sie Workshops und hält Lesungen, um jungen Menschen auf natürliche Weise die Bedeutung von Vielfalt zu vermitteln.

**Kilian Leypold** wurde in Nürnberg geboren. Nach dem Abitur reiste er eine Weile durch China, Tibet und Russland. Danach studierte er Philosophie, Slawistik und Osteuropäische Geschichte. Heute lebt er als freier Autor und Hörspielregisseur in München. Wenn er nicht gerade für den Bayerischen Rundfunk arbeitet, schreibt er Geschichten und Hörspiele für Kinder.

**Tanja Mairhofer** verbrachte ihre ersten Lebensjahre in Südafrika und in Frankreich. Aufgewachsen ist sie aber in Österreich. Ihre Karriere als Moderatorin und Schauspielerin begann sie mit Anfang zwanzig. Neben ihrer Arbeit beim Fernsehen schreibt sie begeistert Bücher für Kinder.

**Lisa Myroshnykova** war acht Jahre alt, als der russische Angriffskrieg ihr Leben für immer veränderte. Sie hat sofort zugesagt, als die Kinderbuchautorin (und zeitweilige Nachbarin) Eva Dax vorschlug, gemeinsam eine Geschichte über Lisas Zeit in Deutschland zu schreiben. Die Ukrainerin zeichnet gerne, ist eine begeisterte Balletttänzerin und möchte später Ärztin werden. „Ein kalter Tag im Februar“ ist ihre erste, veröffentlichte Geschichte. Wenige Wochen nach Beendigung ihrer Geschichte kehrte Lisa mit ihrer Familie nach Köln zurück.

**Josephine Pauluth**, 1989 geboren, studierte, nach Abschluss ihrer Ausbildung als Mediengestalterin für Digital- und Printmedien, an der Akademie für Illustration und Design Berlin. Als freischaffende Illustratorin und Grafikerin illustriert und gestaltet sie u. a. Bücher für Lesebegeisterte jeden Alters. Kinder- und Jugendbücher füllen dabei größtenteils die Regale. Als kreativer Kopf studiert sie gerne neue Methoden und kombiniert in ihren Werken analoge sowie digitale Techniken, die sie ebenso in zahlreichen Workshops und Schulungen unterrichtet.

**Katja Reider** begann nach einem Germanistik-Studium und mehreren Jahren als Pressesprecherin des Wettbewerbs Jugend forscht während eines verregneten Urlaubs mit dem Schreiben und hörte bis heute nicht mehr damit auf. Inzwischen hat sie mehr als zweihundert Bücher veröffentlicht, die vielfach in andere Sprachen übersetzt wurden. Sie lebt in Hamburg und ist seit bald zwanzig Jahren Patin bei Plan International.

**Nasrin Siege**, deutsch-iranische Kinder- und Jugendbuchautorin, kam mit acht Jahren nach Deutschland. Sie lebte von 1983 bis 2016 in Tansania, Sambia, Madagaskar und Äthiopien. Heute wohnt sie wieder in Deutschland. Seit mehr als zwanzig Jahren engagiert sie sich mit dem von ihr 1996 gegründeten Verein Hilfe für Afrika e.V. für afrikanische Kinder und schreibt über deren Alltag.

2022 wurde Nasrin Siege für ihr Engagement in Afrika mit dem Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

**Efua Traoré** ist in Nigeria aufgewachsen. Sie kam im Alter von 18 Jahren zum Studieren nach Europa und arbeitete nach ihrem Studienabschluss einige Jahre in der Marktforschung. Als Mutter entdeckte sie ihre Liebe für das Schreiben, und immer wieder wurde ihre nigerianische Heimat zum Handlungsort für wunderbare Geschichten für ihre Töchter. Aus dem Geschichten erzählen wurde schnell ihr Beruf. Die mehrfach preisgekrönte Autorin lebt heute in München.

**Martin Verg** ist Autor, Journalist und Musiker. Der studierte Historiker war mehr als zehn Jahre Chefredakteur der Kinderzeitschrift „GEOlino“. Bis heute schreibt er vor allem und am liebsten für junge Menschen – mal schräge Krimis, mal Sachtitel.

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe

1. Auflage 2024

©2024 Edel Verlagsgruppe GmbH

Kaiserstraße 14a, 80801 München

Alle Rechte vorbehalten

In Kooperation mit Plan International

Projektverantwortlicher: Jürgen Hübner

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Josephine Pauluth

Umschlaggestaltung, Layout und Satz: Marie Mick, Köln

Lektorat: Steffi Korda

Druck: optimal media GmbH, Röbel

ISBN: 978-3-96129-435-0

Printed in Germany

[www.karibubuecher.de](http://www.karibubuecher.de)

Unsere Bücher findest du auch auf Antolin.

[www.antolin.de](http://www.antolin.de)

# Von dir und mir und uns

Diese Anthologie erzählt in 17 Geschichten aus Ländern wie Ghana, Deutschland und Kurdistan darüber, was es bedeutet, in mehr als einer Kultur zu Hause zu sein. Denn egal, wie entwurzelt wir uns manchmal auch fühlen mögen, am Ende ist es das Miteinander, das uns ein Zuhause gibt.



Mit Beiträgen von  
Luna Al-Mousli, Natalie Amiri,  
Daniel Bielenstein, Susann Bee, Simak Büchel,  
Eva Dax, Regina Feldmann, Abdullah İncekan,  
Illiassa Ndey Bassine Jammeh-Siegel,  
Andrea Karimé, Dayan Kodua, Kilian Leypold,  
Tanja Mairhofer, Lisa Myroshnykova, Katja Reider,  
Nasrin Siege, Efua Traoré und Martin Verg.

In Kooperation mit Plan International



KARIBU